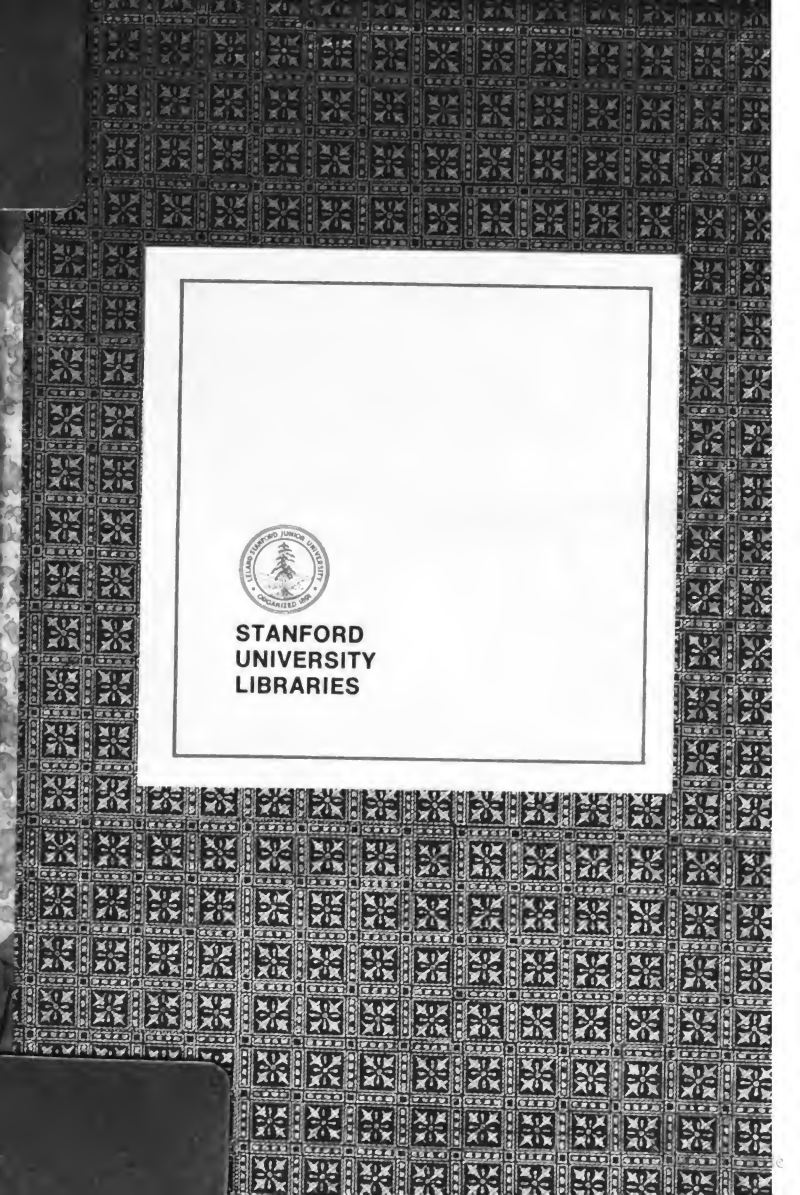
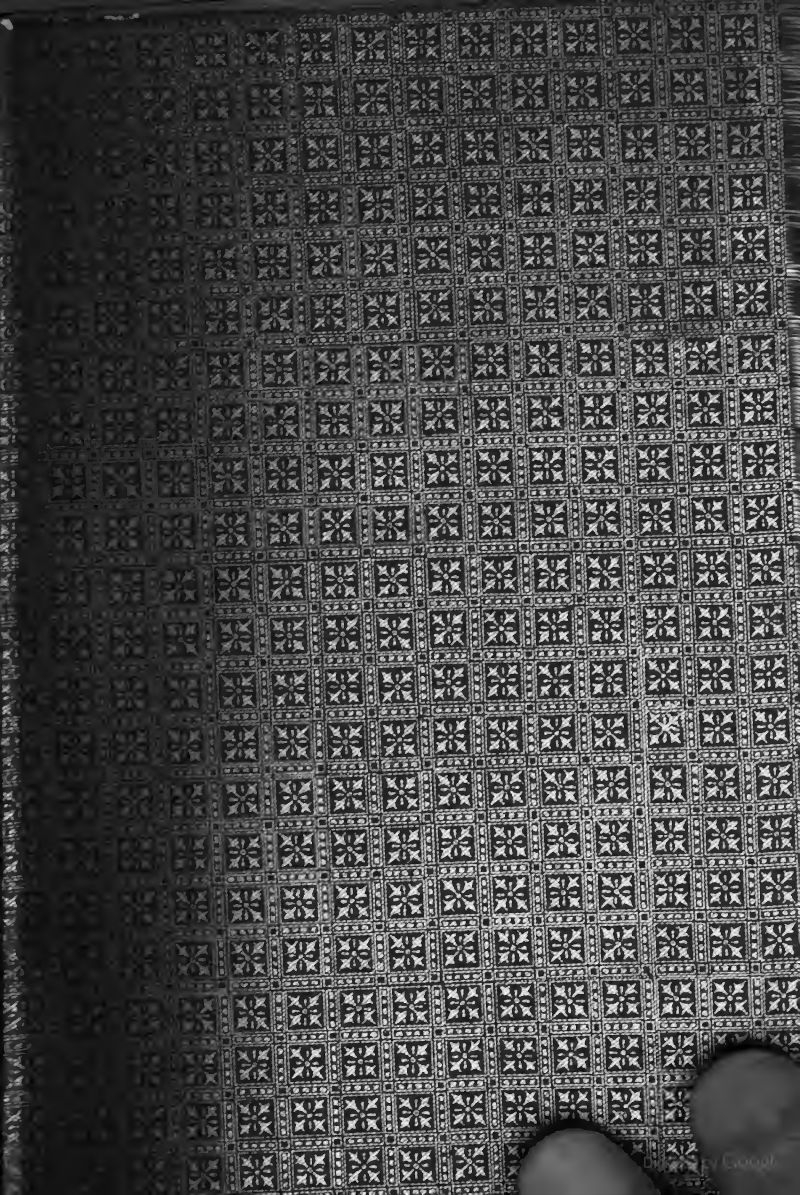
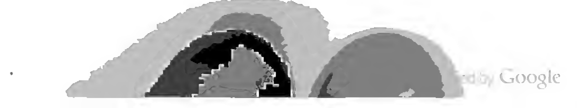
Heut' und gestern

Ferdinand Gross



LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES





Heut' und gestern.

Geschichten und Skizzen

von

Ferdinand Groß.

Wien.
Verlag von Carl Konegen.
1883.

Fr. Winiker & Schickardt, k. k. Hofbuchdrucker, Brünn.

Inhalt.

Meine Nachbarin.

Ich habe wenige Menschen genauer gekannt, als meine Nachbarin. Und doch weiß ich nicht einmal, wie sie geheißen, und habe nie mit ihr ein Wort gesprochen.

Es ist eine seltsame Geschichte. Aber indem ich sie erzählen will, gewahre ich ein wenig erstaunt, daß es da eigentlich nichts zu erzählen gibt. Und ich hatte mir eingebildet, zwischen mir und meiner Nachbarin habe sich ein ganzer Roman abgespielt!

In einem großen Hause, in einer großen, menschenreichen Stadt wohne ich. Das Haus ist selber eine kleine Stadt, so viele Leute haben drinnen ihr Obdach. Ich residire in einer Stube, die auf einen weiten, viereckigen Hof geht. An einem regnerischen Sommer-Sonntage zählte ich einmal die Fenster, welche die Aussicht auf diesen Hofraum gewähren. Es gibt ihrer achtundsiebzig. Zwei davon sind vom Schicksale mir zugetheilt worden. Seit vierzig Jahren gucke ich durch

sie in das Stückchen Welt hinaus, das hier seinen Sitz hat. Aber so eintönig das Bild dem oberflächlichen Beobachter scheinen mag, ich sehe doch immer Neues, und gelangweilt habe ich mich in meiner Stube noch niemals. Ich begreife überhaupt nicht, wie man sich langweilen kann.

Es sind vierzig Jahre her, daß ich meine Stube bezogen. Sie sieht altmodisch aus, wie ich selbst; ich habe mich an sie gewöhnt, ich mag sie leiden, wie einen alten, unschönen Pudel, der Einem ein Gefährte geworden. Die wurmstichigen Möbel, die mich umgeben, würde ich vermissen, wenn ich sie verließe; ich könnte mich inmitten einer neuen Einrichtung kaum mehr behaglich fühlen. Doch das gehört nicht zur Sache.... Von ihr wollte ich berichten, von der Nachbarin.

Sie wohnte mir gegenüber, war vor vierzig Jahren etwa so alt, wie ich, und hat es ausgehalten getreulich in ihrer Stube, wie ich in der meinen. Ich erinnere mich noch, als ob es gestern geschehen wäre. Neu in meinem Staatsamte, neunzehn Jahre zählend, installirte ich mich. Früh morgens mußte ich aus dem Hause, Mittags kehrte ich auf eine Stunde heim, die Abende brachte ich auch theilweise bei mir zu. Ich war immer etwas menschenscheu, liebte die Bücher über Alles und hatte kein Bedürfniß nach Geselligkeit. Die wenigen Mußestunden, die das Amt mir übrig ließ, pflegte ich

an einem meiner Fenster zu sitzen, einen Classiker in der Hand oder, nachdenkend über das Gelesene, in die Luft starrend, träumend . . . . Da fiel mir eines Tages vis-à-vis ein reizendes Blondköpfchen auf. Dieses Köpfchen saß auf einer schlanken, mittelgroßen Gestalt, die manchmal hastig durch's Zimmer lief, recht hastig, um keine Zeit zu verlieren. Denn meine Nachbarin war immer fleißig. Unablässig gab irgend eine Handarbeit ihr zu thun, und die Händchen, welche dabei in's Spiel kamen, sie waren gar lieblicher Natur. Anmuth übergoß die ganze junge Person. Das Gesicht zeigte sich als eines der wenigen, die immer einen Zug von Kindlichkeit bewahren, die man sich nicht anders denken kann, als jung, die gar nicht dazu gemacht sind, den Stempel der Jahre zu empfangen. Ruhte sie von der Arbeit aus, so las sie eine Stunde lang, und wenn sie sich zum Ausgehen rüstete, gewahrte ich immer, daß sie einfach aber nett gekleidet war. Sie hatte etwas von einer Pfirsich, die eben gepflückt worden. Ich finde kein anderes Bild, um anzudeuten, wie sie mir erschien . . . . Nach etlichen Wochen war die Nachbarin mir unentbehrlich geworden. Ich suchte sie mit den Augen, sie mich auch ein wenig. Und wir hatten gemeinsame Interessen: unsere Blumen und je einen Kanarienvogel. In der schönen Zeit setzten wir die Blumen auf das Sims, pflegten sie, begossen sie,

und inmitten der Blumen postirten wir den Käfig, aus dem es so dreist und munter sang. Das war meine kleine Welt. Ich freute mich ihrer, und in meiner Freude war mir oft, als sängen die Blumen und als duftete der Vogel. Meine Nachbarin und ich, wir betrachteten gegenseitig mit Interesse unsere „Gärten," und unsere Intimität wuchs noch, als mein Vogel von dem ihrigen ein Lied lernte. Kamen die rauhen Tage, da Blumen und Vogel in der Stube bleiben mußten, und schmetterte mein Vogel die Weise des ihren aus der kleinen Kehle heraus, so konnte ich meinen, es sei wieder Frühling, die Fenster stehen offen, die Sonne ströme herein, und die Nachbarin schaue herüber mit ihren blauen, freundlichen Augen. Herbst und Winter vergingen einsam, denn da mußten die Fenster geschlossen bleiben; des Morgens freilich lüfteten wir zu gleicher Zeit unsere Zimmer; es war keine Verabredung, und doch verfehlten wir einander nicht. Da erhaschte ich denn rasch ein paar Blicke von ihr. Das war nicht viel, aber ich tröstete mich mit der Aussicht auf die bessere Jahreszeit. Endlich war der erste Winter vorüber; der junge Lenz kam, und als wir zum erstenmale wieder bei geöffnetem Fenster sitzen konnten, war die Freude stärker, als meine Zurückhaltung; ich grüßte die Nachbarin, und sie nahm das gar nicht übel, sondern erwiderte lächelnd den Gruß. Ich hätte hinüber

sprechen können, aber ich zog es vor, ihr mit stummem Gruße die Freude über das Wiedersehen auszudrücken. Nun verlebten wir wieder fröhliche Monate, beide immer allein, beide, als lebten wir weit, weit entfernt vom brandenden Treiben der Großstadt. Niemand besuchte die Nachbarin. Sie schien, nicht Vater, nicht Mutter, keine Verwandten zu haben. Die kärglichen Mahlzeiten stellte eine Dienstmagd vor sie hin, und ohne Gesellschaft aß die Nachbarin, Niemanden um sich als den zwitschernden Vogel. An Sonntagen nach Tische ging sie ohne Begleitung aus. Im Sommer — die Rosen standen eben in vollster Blüthe — kam mir einmal die Idee, mich ihr persönlich bekanntzumachen, sie zu fragen, ob ich sie nicht an Sonntagen begleiten dürfte; dann fiel mir aber das Unschickliche dieses Planes ein, und ich hütete mich wohl, die Nachbarin zu beleidigen, denn verderben wollte ich es nicht mit ihr. Im August bekam sie zum erstenmale einen Besuch, einen hübschen, jungen Mann, auf dem Kopfe eine Studentenmütze. „Wahrscheinlich ein Bruder," dachte ich, und fühlte mich dabei beruhigt. Unsere Zimmer lagen so nahe zueinander, daß man von einem aus bequem gewahren konnte, was im anderen vorging, und wurde in dem einen laut gesprochen, so konnte man in dem anderen Alles mit anhören. Aber die jungen Leute da drüben sprachen gar leise. Das

heißt: er sprach und sie lauschte ihm und arbeitete dabei so emsig wie sonst. Manchmal las er ihr aus Schiller's Gedichten vor oder aus „Faust," und ich war eigentlich als Dritter zugegen. Hie und da sang er ein Burschenlied. Sie behielt Text und Melodie gar rasch und genau, und wenn er fortgegangen war, sang sie ihm eine und die andere Weise nach, besonders oft:

„Die Rosen blühen im Thale,
Soldaten ziehen in's Feld,
Ade nun, mein Liebchen, so feine,
ja, ja, so feine,
Vom Herzen gefallest du mir,
ja mir.
Vom Herzen gefallest du mir."

Zuweilen trällerte sie sich auch eines der lustigen Studentenlieder, wie: „Zwei Löwen gingen einst selband in einem Wald spazoren," und nachdem sie es beendet, lachte sie helllaut auf, und ich lachte mit, als hätte sich das von selbst verstanden. Als der junge Mann eines Abends wieder fortging, hörte ich ihn laut sagen: „Leben Sie wohl!" Also kein Bruder. Ich nahm meinen Hut, stürmte die Treppe hinab und lief bis Mitternacht durch die Straßen. Mein Kopf glühte, mein Herz pochte, als wollte es mir die Brust zersprengen. Etliche Wochen schmollte ich mit der Nachbarin, blickte nur verstohlen zu ihr hinüber und ließ mich nicht am Fenster nieder. Nie wieder bin ich so

viel spazieren gegangen wie in jenen Wochen. Es duldete mich nicht zu Hause. Nach und nach wurde ich ruhiger, nahm wieder den gewohnten Platz ein und . . . wie soll ich's schildern, was ich empfand, als ich einmal — ich weiß nicht, was meine Augen so scharfsichtig machte — an ihrer Hand einen einfachen Goldreif sah, den sie früher nie getragen. Der junge Mann, der sie die Studentenlieder lehrte, trug einen gleichen. Ich überwand aber alle egoistische Regung, lernte, mich an dem Glücke des jungen Paares freuen, und bald hatte ich vergessen, daß der Goldreif mir einmal einen so erschreckenden Eindruck gemacht. Und es ward Herbst, und es ward Winter, bis wieder der Frühling kam und ich mein Fenster wieder öffnen konnte. Aber jenes der Nachbarin blieb geschlossen, Vorhänge verwehrten den Einblick. Ich meinte, sie sei fort aus dem Hause. Da, im Juni, gingen die Vorhänge auseinander. Das Fenster öffnete sich, meine Nachbarin wurde sichtbar. Blaß und mager, matte Augen, und — an der Hand nicht mehr der goldene Reif. Wohin war er gerathen? Ich weiß es nicht und hab' es niemals erfahren. Aber auch der lustige, junge Mensch blieb aus, er kam nicht wieder. War er gestorben? Oder lebte er und hatte meine Nachbarin vergessen? . . Die Arme trug die Spuren einer überstandenen Krankheit. Stumm, wie sonst, grüßten wir

einander; aber mit Blicken frug ich sie jeden Tag voll Besorgniß, ob sie sich erhole, und wie froh war ich, wenn ihre Augen dankbar zur Antwort gaben: „Es geht besser, es geht besser.“

Nach einiger Zeit nahm meine Nachbarin ihre Arbeit wieder auf, Alles ging den gewohnten Gang; einige Jahre verflossen, und nachdem unsere Kanarienvögel todt waren, kauften wir neue — es ist ja einer wie der andere!

Meine Nachbarin hatte alle die Zeit allein gelebt, bis ein neuer Besucher sich einstellte: ein Mann von etwa vierzig Jahren, glatt rasirt, lockiges Haar, stolze Haltung. In dem Zimmer gegenüber gingen nun überhaupt merkwürdige Dinge vor. Ein Pianino wurde aufgestellt; täglich um die Mittagszeit kam der neue Bekannte und gab ihr Unterricht. Sie lernte Gesang und Clavierspiel. Den größten Theil des Tages arbeitete sie freilich, wie sonst; that, wie sonst, das Werk ihrer Hände täglich in zierliche Cartons, eilte damit weg, kam bald mit den leeren Cartons wieder und gab sich dann ihren künstlerischen Studien hin. Der Lehrer war eifrig bei der Sache, that aber sehr vertraulich mit der Nachbarin. Das wollte mir nicht gefallen. Ich war schon halb entschlossen, die Nachbarin aufzusuchen und ihr zu erklären . . . ja, was wollte und durfte ich ihr erklären? Ich, ein Fremder, der gar

nicht das Recht hatte, ihr Zimmer zu betreten? Das überlegte ich und blieb fein still in meiner Stube.

Eines Mittags lehnte ich am Fenster; da sah ich die Nachbarin vom Stuhle aufspringen, ihre Wangen waren tief geröthet, wie vor Entrüstung, sie wies mit der hocherhobenen Rechten gegen die Thüre, der Lehrer lächelte, setzte seinen glänzenden Cylinderhut auf, zuckte mit den Achseln und ging dann, laut pfeifend, fort. Am nächsten Tage wurde das Pianino abgeholt; die Nachbarin gab alle Musikstudien auf, und es wurde wieder einsam bei ihr, und nur wenn der Vogel gar zu laut sang, wischte sie sich eine Thräne aus dem Auge.

Einsam wurde es bei ihr und so blieb es auch fortan; bei mir war es nie anders gewesen. Jahr um Jahr lebten wir dahin, meine Nachbarin und ich, ein Tag verging, wie der andere, wir grüßten einander, wir suchten einander schon am frühen Morgen. Aber das war auch Alles. An meinem fünfzigsten Geburtstage überkam's mich, als müsse ich hinüber zu ihr, als müsse ich ihr sagen, wie vereinsamt ich sei, ohne irgend einen Menschen in der weiten Welt, und wie ich das Alter herannahen fühle, und ob . . . ich dachte den Gedanken nicht zu Ende. Mit aller Gewalt hielt ich mich zurück. Manchmal seither zog mir die Betrachtung durch den Kopf: Wie oft werden zwei Menschen für's Leben aneinandergekettet, die so ganz

und gar nicht zusammenpassen, und andere müssen immer getrennt bleiben, denen die Vereinigung Glück bedeuten würde!... Hatte ich in der Jugend thörichterweise versäumt, die Nachbarin kennen zu lernen, so war es nun sicher zu spät, viel zu spät.

Vor Kurzem sah ich die Nachbarin schwarz gekleidet. So blieb sie fortan. Sie trauerte. Um wen?... In Dämmerstunden zog sie ein Medaillon aus dem Busen, öffnete es, betrachtete den Inhalt und weinte. Auch hatte sie mit der Trauerkleidung den goldenen Reif wieder angelegt, den sie damals trug in den Jahren der Studentenlieder, damals, als sie das Lied von den Rosen im Thale sang, das da endet mit den Worten:

„Da haben wir's wieder gesehen,
Was falsche Liebe thut."

Jüngst sah ich nach der Nachbarin. Ihr Fenster war verschlossen. Eine Woche lang zeigte sie sich nicht. Da — ich saß am Fenster und blies die Rauchwolken meiner Cigarre empor — gingen die Fensterflügel auf, und in der Stube gegenüber hoben zwei starke Männer mit Tragbändern einen Sarg auf eine schwarze Tragbahre. In dem Sarge lag die Nachbarin . . .

Ich habe wenige Menschen genauer gekannt, als meine Nachbarin. Und doch weiß ich nicht einmal, wie sie geheißen, und habe nie mit ihr ein Wort gesprochen.



Glückliches Ende.

Ein Märchen.

Wer von der Welt wirklich etwas versteht, der weiß, daß es seit jeher Feen gibt, gute und böse, und daß die guten in der Lage sind, ihren Schützlingen das Leben zu versüßen. Allerdings erfreuen nur besonders glückliche, vom Schicksal bevorzugte Menschen sich der unschätzbaren Gunst der guten Feen. Wem diese nicht von der Wiege an zur Seite stehen, der erfährt niemals ihre Gutthaten. Nun brauche ich aber vernünftigen Leuten nicht erst zu sagen, dass in Märchen nur von solchen Personen berichtet wird, die von ihrem Lebensbeginne an den Schutz freundlicher Feen genossen haben; mit anderen beschäftigt sich ein richtiges Märchen nicht, aber was es dann von jenen erzählt, das ist die pure, lautere Wahrheit. Ich kann es beschwören . . . Diesmal sei getreue Mittheilung gemacht vom Schicksale des Königs Heinrich von Blüthenheim, von seinem Leben

und seinem Sterben. Jedermann kennt das Königreich Blüthenheim. Es liegt neben dem Früchtereich, mit dem es durch Personalunion verbunden ist, wie Schweden mit Norwegen. Die Bevölkerung von Blüthenheim zeichnet sich durch fröhlichen Sinn, lustige Beweglichkeit, vor Allem aber durch angebornes Talent für den Gesang aus. Dort wird gesungen, tirilirt, während in andern Ländern die Bewohner noch im Bette liegen und mit Schlafen beschäftigt sind . . . König Heinrich erbte das schöne Land von seinem Vater. Er hatte sich etliche Jahre vorher verheiratet. Von der Hochzeit wurde allüberall mit Bewunderung gesprochen; so viel Blumen wie da hatte man seit Menschengedenken nicht beisammengesehen. Nun aber war er mit seiner jungen Frau allein in der Welt, die beiden fühlten sich recht einsam und es ward ihnen schwer um's Herz, wenn sie in Sommernächten im Garten saßen und die Nachtigall schlug und der Mond schien und sie keine Worte fanden, um zu sagen, was sie bedrückte. Sie hatten keine Verwandten mehr, und ein Erbprinz wollte nicht erscheinen, obwohl er sehr willkommen gewesen wäre. Nun waren König Heinrich und seine Frau, Königin Vergißmeinnicht, noch jung, aber sie dachten doch schon daran, daß nach ihrem Tode das Reich an Fremde fallen könnte, und das verstimmte sie und machte sie traurig, so oft sie an die Zukunft

dachten. Ihre Traurigkeit wurde immer größer, sie hatten an nichts mehr Freude. Eines Abends, die Königin hatte eben das Nachtessen gekocht und aufgetragen, schlug der König sich vor die Stirne und rief: „Ich war bisher wie verzaubert, daß ich das Wichtigste vergessen konnte. Morgen werden wir einen Erbprinzen haben.“ — Die Königin war erstaunt, denn sie wußte nichts davon. „Erkläre Dich deutlicher,“ bat sie. „Sogleich. Mein Vater selig hat in seiner Jugend der Feenkönigin Golkonda einen großen Dienst erwiesen. Sie befand sich in Krieg mit einer anderen Feenkönigin, und da sie in's Feld ziehen mußte, gab sie meinem Vater all' ihre Schätze in Aufbewahrung. Als der Krieg zu Ende war, erhielt sie dieselben pünktlich zurück. Zum Danke dafür wollte sie den Vater heiraten, ihn, da er das ablehnte, zum Hof-Banquier machen, und endlich — nachdem er all' ihre Anerbietungen zurückgewiesen — übergab sie ihm einen Zauberring für ihn und seine Nachkommen. Der Ring, am Zeigefinger der rechten Hand getragen, bringt jedem laut ausgesprochenem Wunsche sofort Erfüllung.“ „Warum hast Du ihn bisher nicht benützt?“ frug Königin Vergißmeinnicht. „Ich dachte nicht daran. Nun wollen wir ihn aber suchen.“ Sie gingen die Treppe empor, öffneten das Zimmer des verstorbenen Königs und bald fanden sie im Schreibtische den Ring.

„Ob er wirklich die angebliche Zauberkraft besitzt?“ fragte die Königin. — „Stelle ihn auf die Probe,“ antwortete König Heinrich, steckte den Ring an den Zeigefinger der Rechten und wendete sich an die Königin: „Was soll ich wünschen?“ — „Ein neues Kleid für mich. Ich trage ohnehin ein gewendetes, das nicht mehr in der Mode ist.“ Der König sprach den Wunsch aus, und schon saß der Königin ein herrliches Gewand am Leibe. Die Königin besah sich im Spiegel, fand die Toilette tadellos und fiel dem Könige um den Hals. Sie liebte ihn nämlich sehr. Nachdem die erste Probe so glücklich ausgefallen war, wünschte der König sich einen Kronprinzen. Kaum hatte er das gesagt, so stand zu Füßen seiner Frau eine Wiege, darin lag ein schönes Kind mit rosigen Wangen, es lächelte wie ein Engel. Sie trugen das Kind in die Wohnung, richteten eine leere Stube, die sie noch hatten, als Kinderzimmer ein und freuten sich des jungen Glückes. Am nächsten Tage beim Frühstück sagte Königin Vergißmeinnicht zu ihrem Manne: „Sei so freundlich, verschaffe mir auch eine Tochter, damit der Erbprinz eine Schwester habe.“ Der König, ein freundlicher Gatte, entsprach sofort diesem Wunsche. Er benützte die Gelegenheit, um mit Hilfe des Zauberringes die Wohnung zu vergrößern, und die neue Wohnung mußte auch eine neue Ein-

richtung bekommen. Das Alles vollzog sich, indessen der König seinen Kaffee trank.

Von nun an machte der König unausgesetzten Gebrauch von dem unschätzbaren Erbstücke, das der Vater ihm hinterlassen. Wie das so geht: Im Essen kommt der Appetit. Während er einen Wunsch aussprach, fiel ihm ein zweiter und ein dritter ein; sie Alle aussprechen und auch schon erfüllt sehen, war die Sache von Secunden. Das amüsirte den König etliche Jahre, dann aber fing er an, sich zu langweilen. Er wußte nicht mehr, was er wünschen sollte, und da ihm Alles in den Schoß flog, gewöhnte er sich jede Arbeit ab und ging nicht einmal mehr spazieren, denn wenn es ihm einfiel, mußten die Feen ihm einen Wald in sein Zimmer prakticiren, und er lag dabei auf dem Sofa, das er überhaupt kaum mehr verließ. Nichts störte ihn aus seiner Ruhe auf. Als ein Nachbar ihn mit Krieg überzog, schickte Heinrich Soldaten in's Feld, besiegte den Feind, aber mit Hilfe des Zauberringes, ohne einen Mann zu verlieren. Fürchten und Hoffen, Wagen und Ringen wurden ihm immer fremder. Er blickte nicht mehr fragend in die Zukunft, denn er wußte nur zu gut, daſs sein bloßes Wollen genüge, um Alles zu erreichen. Inzwischen wuchs der Erbprinz heran, und die Feen streuten alle Gaben auf ihn aus. Auch seine

Schwester, Prinzessin Else, gedieh vortrefflich. Die Eltern nahmen dieses Glück wie etwas Selbstverständliches hin. Da sie an der Erfüllung ihrer Wünsche nicht mehr zu zweifeln brauchten, verlernten sie ganz und gar, sich über irgend etwas zu freuen, und schließlich wurde das Leben ihnen gleichgiltig, und sie wünschten gar nichts mehr. Der König bekümmerte sich nicht um seine Regierung, die Königin nicht um ihre Wirtschaft. Es gab im Lande unzufriedene Unterthanen, in des Königs Wäscheschrank zerrissene Strümpfe. . Ueber solche Zustände vergingen Jahre und Jahre.

Da vermählte sich der Erbprinz; das Land jubelte dem jungen Paare zu, die ganze Bevölkerung nahm an dem Familien-Ereignisse Antheil, und da die Erbprinzessin schön und liebenswürdig war, herrschte allgemein die froheste Stimmung. König Heinrich machte dem jungen Paare die kostbarsten Hochzeitsgeschenke. Er brauchte sie nicht zu kaufen, nicht auszuwählen, er erhob sich ihretwillen nicht einmal vom Sofa. Der Zauberring schaffte Alles herbei. König und Königin hatten nur eine Liste von dem anzufertigen, was sie dem jungen Paare schenken wollten. Die Liste wurde verlesen, in der nächsten Minute befand sich das Gewünschte zur Stelle.

Mitten in den Schätzen, welche mit Hilfe der Feen rings um sie aufgehäuft worden, verlebten Erb-

prinz und Erbprinzessin ihre Flitterwochen. Königin Vergißmeinnicht hatte, wie alle Mütter, ungemeine Sehnsucht danach, Großmutter zu werden. „Erweise mir einen Gefallen,“ sagte sie deshalb eines Tages zu ihrem Gatten, „sorge dafür, daß wir noch diese Woche einen Enkel haben, natürlich einen Prinzen, damit die Dynastie gesichert ist.“ — „Mit Vergnügen,“ antwortete der König, gähnte etlichemale, denn er war sehr ennuyirt, sah nach dem Zauberringe und gewahrte — daß er ihn verloren hatte. Diese Entdeckung rüttelte ihn ein wenig aus seiner jahrelangen Lethargie auf. Er begann, zu suchen, die Königin half ihm, sie suchte im Schlafzimmer, in der guten Stube, in der Küche, überall — und überall umsonst. Die Dienerschaft — das Königspaar war sehr reich und hielt außer dem „Mädchen für Alles“ einen Laufburschen — wurde angehalten, an der Jagd nach dem Ringe theilzunehmen.

Es war verlorene Mühe. Der König wollte anfänglich an sein Unglück nicht glauben, aber endlich sah er ein, daß jede Selbsttäuschung unnütz sei. Nun hieß es für ihn, ein neues Leben beginnen. Er gewöhnte sich daran, wieder zu arbeiten, alle Geschäfte seines hohen Amtes zu betreiben. Da er über keine Zauberkräfte mehr verfügte, erkannte er es als seine Pflicht, wie ehedem zu ringen und zu streben. Da er

nicht mehr mit Hilfe des Ringes feindliche Armeen besiegen konnte, reorganisirte er sein Heer, wohnte den Exercirübungen bei, ernannte neue tüchtige Officiere und suchte, das Land auf natürlichem Wege wehrfähig zu machen gegen feindliche Ueberfälle. Bisher hatte er halbe Tage verschlafen und war infolge dessen dickleibig und schwerfällig geworden. Nunmehr stand er in frühester Morgenstunde auf, empfing seine Räthe, gab Audienzen und vergaß über all' dieser Thätigkeit beinahe des Verlustes, der ihn getroffen. Auch mit der Königin ging eine Umwandlung vor. Sie wußte, daß es mit der Zauberei vorüber war, betreute deshalb wieder ihr Hauswesen, bereitete dem Könige seine Lieblingsspeisen, besserte die schadhaft gewordene Wäsche aus und kam selten dazu, von dem verschwundenen Zauberringe zu sprechen. Wenn die beiden Abends zu Bette gingen, sprach er oder sie irgend einen Wunsch aus und schlief dann in der Hoffnung ein, er werde sich erfüllen; blieb er unerfüllt, so trösteten König oder Königin sich mit der Zukunft, mit der Wahrheit, daß noch nicht aller Tage Abend sei.

Am meisten beschäftigte das Königspaar der Umstand, daß der Erbprinz eine Tochter bekommen hatte und keinen Sohn; es hoffte von Jahr zu Jahr, der ersehnte zukünftige Erbprinz werde doch noch eintreffen, und nach einiger Zeit beendete der König jeden Tag

damit, daß er sagte: Einen männlichen Enkel zu bekommen, das ist mein letzter Wunsch. Hoffentlich erlebe ich das noch.“ Dann faltete er die Hände und betete zu Gott um diesen Enkel . . . Einmal wurde er krank. Er war alt, vom langen Regieren müde, die Aerzte, die ihn untersuchten, schüttelten sehr bedenklich die Köpfe. Im Regierungsblatte hieß es aber immer, Seine Majestät sei von einer leichten Unpäßlichkeit befallen. Mitten in aller Krankheit, mitten in allen Schmerzen sprach König Heinrich von seinem Lieblingswunsche; eines Abends fühlte er sich besonders leicht und frei — er war brustkrank — und äußerte milde lächelnd zur Königin Vergißmeinnicht: „Ich habe eine Ahnung, daß mein Wunsch sich nun bestimmt erfüllen wird. Mir träumte von einem reizenden Jungen, den der Erbprinz bekommen. Du wirst sehen, solches Glück steht uns unmittelbar bevor.“ Darauf that er einen tiefen Athemzug und — hatte seine Seele ausgehaucht. Auf den Zügen des todten Königs Heinrich von Blüthenheim lag etwas, wie eine Ahnung kommender Freude. In froher Erwartung war er gestorben . . .

An seinem Grabe standen zwei Feen.

„Was gabst du ihm, Golkonda?“ fragte die Eine.

„Den Zauberring. Aber ich nahm ihm denselben weg und gab ihm dafür das höchste Glück des Sterblichen wieder: die Kunst, bis an's Ende zu wünschen und zu hoffen.“

Mein Storch.

Ein Märchen.

Ich brauche keinen Kalender, um zu erfahren, wann es Frühling geworden. Ein Schornstein auf einem alten, hohen Hause in der Schäfergasse sagt mir's alljährlich genau. Da oben auf dem Schornstein haben Herr und Frau Storch seit Jahren ihr Nest errichtet, und zur rechten Zeit kommen sie von ihrer Herbst- und Winterreise in die Schäfergasse zurück. Gar possierlich ist es anzuschauen, wenn sie auf ihrer einsamen Höhe stehen, mit dem langen Schnabel die Luft zerhacken, und wenn ringsum aus den Schornsteinen dünne Rauchwölkchen sich emporschlängeln, zum Zeichen, daß das Feuer des häuslichen Herdes noch nicht erloschen. Und das freut jeden ehrlichen Storch, denn zu vereinzelten Menschen, die keinen eigenen Herd besitzen, mag er die vielen kleinen Kinder nicht bringen, die er befördern muß, wie ein Postbote die Briefe und Pakete. Herr und Frau Storch aus der Schäfergasse

sind vornehme Leute. Sie haben ein elegantes Nest auf einem Wagenrade in Kairo, und sobald die Villeggiatur in Deutschland ihnen unangenehm wird, übersiedeln sie. Sie sind gemeinhin zu stolz, um mit Menschen menschlich zu reden; wenn sie einen von diesen erblicken, so klappern sie oder zischen, als ob sie heiser wären, aber sprechen hat noch selten jemand sie gehört. Für mein Theil war ich allerdings glücklicher. In Kairo, weit draußen im koptischen Viertel, ging ich in mondheller Nacht durch eine der engen Straßen, in denen noch ein Stück echten Orients lebt und webt. Da hörte ich rufen: „Halt! Halt!“ Ich wußte nicht, woher der Zuruf kam, bis ich zwei Störche bemerkte, die jeder auf einem Bein standen, nachdenklich, tiefsinnig wie gefiederte Philosophen. Nun meinte ich, ich hätte falsch gehört. Offenbar hatten die Störche „Klap! Klap!“ gemacht. Aber nein, der Ruf wiederholte sich. Nicht „Klap! Klap!“ sondern klar und deutlich: „Halt! Halt!“ Da blieb ich stehen, denn ich bin gegen Thiere immer höflich. „Was wollt Ihr?“ frug ich. Die beiden fingen nun an, gemeinsam zu reden, so daß ich kein Sterbenswörtchen verstand. Darauf wies der Storch die Störchin zurecht. Aber er klapperte den Verweis, damit ich ihn nicht verstünde. Das war rücksichtsvoll gegen seine Frau. Diese fügte sich schmollend, schwieg und ließ ihren Mann reden.

„Das ist spassig," sagte der Storch zu mir, „daß wir einander in Aegypten begegnen. Du mußt nämlich wissen, daß ich es bin, der Dich seinerzeit Deinen Eltern gebracht hat. Damals lebte ich noch in Wien. Ich bin später aus politischen Gründen ausgewandert und zwar nach Frankfurt am Main. Da lebe ich, solange ich überhaupt in Europa verweile." Und nun plauderten wir lange. Die Störchin, die endlich auch zu Worte kam, erzählte mir von ihren vornehmen Verwandten, von einer Tante, die im Winter bei einem Nabob in Singapore und im Sommer bei einem Geh. Commissionsrathe in Pommern wohne; von einer Base, welche das eleganteste Nest in ganz Afrika besitze; kurzum, sie theilte mir Dinge mit, die mich höchlich interessirten... Seither ist eine geraume Zeit vergangen. Ich hätte meines Storchpaares aus Aegypten vergessen, wenn ich ihm nicht eines Tages in Frankfurt wieder begegnet wäre. Nur indirect begegnet. Ich ging nämlich unten in der Straße spazieren, indessen Storch und Störchin hoch oben auf dem Schornstein standen und auf die Erde herniederschauten. Kaum hatte ich sie erkannt, so stieg ich die Treppe des alten Hauses empor, drang hinauf bis zu einem Dachfenster und guckte durch dieses hinaus zu meinen Bekannten. Die hatten natürlich maßlose Freude, und nachdem ich sie gebeten, mir zu erzählen, was sie seit unserer Kairenser

Begegnung erlebt, nahm die Störchin das Wort — der Storch ließ sie gewähren, er war offenbar gefügig geworden — und berichtete, sie hätten diesmal besonders angenehme Reise gehabt. „Auf dem Hinwege," sprach sie, „waren wir fünftausend, auf dem Rückwege nicht viel weniger, darunter die nobelsten Störche, auch mein Schwager, ein höchst vornehmer Storch, denn er kann mit seinen zwölf Schwanzfedern fast ein Pfauenrad schlagen. Im Ganzen brauchten wir drei Tage nach Kairo. Ihr Menschen reiset langsamer, nicht wahr?" So gab es Rede und Gegenrede, und schließlich stellte ich die Frage, ob es denn die Störche nicht langweile, alljährlich denselben Weg zu machen, ohne Abwechslung, ohne etwas Neues. Die beiden klapperten zueinander etwas mit einem Seitenblicke auf mich — mir war, als verstünde ich sie — dann sagte die Störchin: „Du sprichst eben nicht klüger wie ein Mensch. Ich kann Dir's nicht übelnehmen. Aber denke doch ein wenig nach. Kannst Du Dir etwas Interessanteres vorstellen, als das Leben des Storches, des ewigen Kinderbringers? Niemand sieht so viel Freudenthränen, niemand so viel Jubel wie wir. Niemand empfindet mehr als wir den Genuß, anderen Glück zu bereiten. Diese Freude endet nur mit unserem Leben. Uebrigens weißt Du vielleicht gar nicht, daß gewisse Störche immer und immer unterwegs sind, zwischen Welttheil und

Welttheil. Im Winter auch werden Kinder geboren in Europa, im Sommer in Afrika, zu Zeiten also, da hier und dort keine Störche sichtbar sind. Nur nicht sichtbar. Verstehst Du mich? Unaufhörlich fliegen wir Störche über die Welt hin, halten kleine winzige Menschen unter den Flügeln und geben sie an ihre Adresse ab, aber Eueren Blicken sind wir monatelang entrückt, wir ziehen unsere Bahn in einer Höhe, wohin Euer Auge nicht dringt; rasch wie der Blitz schießen wir auf das Haus nieder, wohin das neue Menschlein adressirt ist, und rasch fliegen wir wieder davon." Das machte mich nachdenklich. „Da Ihr also immerwährend mit den Menschen und ihrem Glücke zu thun habt," meinte ich, „so müßt Ihr viel wissen von den Unterschieden, die in der Welt herrschen, von den tausenderlei Abstufungen von Schmerz und Freude."

„Unterschiede? Mannigfaltigkeit? Abwechslung?" kicherte der Storch und bewegte spöttisch seinen scharf schneidigen Schnabel, „was das für Worte sind! Von der Trauer weiß ich nichts, nur von der Freude. Und glaube mir, es gibt nur e i n e echte, wahre, makellose Freude — deshalb nur diese eine, weil sie auf keine Classe, auf kein Land, auf keinen Erdtheil beschränkt ist. Ich brachte ein Knäblein dem Fellah, der am Nilufer in niedriger, unwohnlicher Lehmhütte sein armselig Leben dahinbringt, und der Fellah hob das Knäblein

jubelnd empor in seinen Armen und dankte Allah, dem Einzigen, dessen Prophet Mohamed ist und kein anderer. Ich brachte ein Knäblein dem Könige, der eine glänzende Krone geerbt hat von seinem Vater und sie weiter vererben will auf seinen Sohn, ich brachte es in das prachtstrotzende Schloß, es wurde in eine vergoldete, mit Seide und Sammt geschmückte Wiege gelegt, die Hofleute nannten es „Hoheit," der König aber kniete an der Wiege nieder und dankte dem Gotte, der ihm der einzige. Durch die ganze Schöpfung geht ein Gemeinsames: die Freude am neuen Geschlechte. Der Fellah und der König, sie haben sich nicht mehr und nicht weniger gefreut als Deine eigene Mutter, da ich Dich ihr brachte, Du Mann im Dachfenster! Und Fellah und König und Deine Mutter freuten sich der Kleinen, die ihnen geschenkt wurden, nicht mehr als wir, meine Frau und ich, uns freuten, als ein kleiner Storch zum erstenmale unser Nest belebte."

„Aber Euch bringt doch nicht der Storch die Kinder?" fragte ich neugierig.

„Das geht Dich gar nichts an," erwiderte der Storch zurückweisend, und verschämt wendete die Störchin sich ab.

„Lass' Dich," fuhr der Storch fort, „von einem alten, erfahrenen Vogel belehren. Alle, die wir da leben, umschlingt ein vereinigendes Band. Das ist

die Freude an dem, was ein Kronprinz oder ein Bettlerknabe, oder ein junges Piephühnchen heißt und was Alles dasselbe heißt und was dasselbe ist: das Kind."

Sprach's, klapperte etwas, womit seine Gattin sehr einverstanden zu sein schien, und sagte mir dann: „Nun leb' wohl. Wir haben lange genug geplaudert. Jetzt will ich um Futter ausfliegen für Weib und Kind."

Er zog davon, ich aber sah ihm nach und wünschte, er möge in jeder kommenden Nacht etwas Kleines zu bringen haben denen, die Liebe im Herzen tragen und denen es an irgend einem hilflosen Wesen fehlt, diese Liebe ihm zu bethätigen.

Seither gehe ich nie durch die Schäfergasse, ohne hinaufzublicken zum Schornsteine. Und — ich hab' es im Anfange gesagt — ich brauche keinen Kalender, um zu erfahren, wann es Frühling geworden.



Die Unzufriedenen.

Ein Märchen.

Ich besitze ein Streusandfaß und eine Pendeluhr. Deshalb braucht Ihr mich nicht für reich zu halten. Denn selbst wenn die Beiden von großer Pracht wären, müßte ich noch kein Crösus sein. Aber sie sind gar nicht prachtvoll. Das Streusandfaß hat wirklich die Form eines Fäßchens. Es ist aus Holz gemacht, gelb lackirt und kann auseinandergeschraubt werden. Es gibt schönere Streusandfässer. Aber dieses fiel mir einmal in einem Schaufenster auf und so kaufte ich es. Ich kaufte es namentlich deshalb, weil ich es nicht brauchte. Dann stellte ich es auf den Schreibtisch und benützte es nicht mehr, da ich mich Löschpapiers bediene, wenn ich meine feuchten Gedanken abtrocknen will. Die Pendeluhr habe ich geschenkt bekommen. Sie stellt ein von Säulen getragenes Portal vor, zwischen den Säulen hängt der Pendel und vor dem Portal ist malerisch ein alabasterner

Mann hingelagert, mit einem so langen Barte, daß ich nicht weiß, ob er den Erzfeind der Barbiere oder eine mythologische Persönlichkeit vorstellt. Ich mag keine Pendeluhren. Aber in der Regel bekommt man geschenkt, was man sich nicht wünscht. Ich bin darauf gefaßt, daß mir zu einem Geburtstage jemand einmal einen Elephanten schenkt. Die Pendeluhr stellte ich achtungsvoll auf eine Commode, und dort steht sie noch.

Ich hätte mich um die beiden Bestandtheile meines irdischen Besitzthumes nicht weiter bekümmert, wenn nicht ... Das war ganz eigenthümlich. Eines Abends saß ich in meinem Arbeitszimmer. Ich hatte keine Lampe angezündet und wiegte mich in meinem Schaukelstuhle. So träumt sich's gut, und das Träumen ist doch das Beste, was wir haben. Da war mir, als hörte ich zwei wunderliche Stimmen. Die eine klang, als ob sie irgendwo mühsam aus hundert kleinen Öffnungen herausdränge, so dünn, so zerfasert. Die andere ließ sich in einem bestimmten Takt vernehmen: „Eins, zwei! Eins, zwei!" Es war seltsam. Ich lauschte, und was ich Anfangs für Sinnestäuschung hielt, das wurde mir bald zur Gewißheit: das Streusandfaß hielt Zwiesprach mit der Pendeluhr. „Seit drei Jahren besitzt er mich," sagte das Streusandfaß, „und nicht Ein Mal hat er mich verwendet. Ich schäme mich vor mir selbst, und wenn Sie nächstens sähen, liebe Pendeluhr, daß ich mich

beim Fenster hinausstürze, so staunen Sie nicht. Auch unsereins hat Ehrgefühl. Als unnützer Raumdieb mag ich nicht geduldet sein. Dazu bin ich mir selber zu gut."

„Liebes Streusandfaß," gab die Pendeluhr zurück, „glauben Sie denn, das meine Existenz erträglicher ist, als die Ihrige? In vier Jahren bin ich nicht Ein Mal aufgezogen worden. Das dulde ein anderer. Entweder man ist eine Pendeluhr oder man ist keine. Ich aber fühle, daß ich nützlich wirken könnte und muß so unthätig dahinleben."

„Sie haben ja so recht," meinte das Streusandfaß, und eine Stunde lang lösten die beiden einander ab mit Jammern und Klagen. Das griff mir endlich ans Herz, und ich beschloß, mich zu bessern. Am nächsten Morgen kaufte ich feinen Goldsand, schüttete ihn in das Streusandfaß, und zog dann die Uhr mit aller Energie auf, bis die Feder „Krrr" machte. Der Pendel flog nun lustig hin und her, ein einförmiges „Tik—tak" ließ sich fortwährend vernehmen. Anstatt des Löschpapieres gebrauchte ich den schönen Sand. Ich war an diesen nicht gewöhnt, verschüttete davon auf den Fußboden — meine Frau wollte sich deshalb von mir scheiden lassen — verdarb meine Federn, verwünschte meine Nachgiebigkeit, aber ich hatte mir einmal vergenommen, die beiden Unzufriedenen zu beglücken, und so ließ ich mich nicht irremachen.

Eines Abends saß ich wieder im Finstern, wiegte mich wieder im Schaukelstuhl, als Streusandfaß und Pendeluhr wieder miteinander conversierten.

„Denken Sie sich nur, liebe Freundin,“ sagte jenes, „ich bin nicht mehr ganz jung, bedarf schon der Ruhe, und mein rücksichtsloser Eigenthümer strapaziert mich den ganzen lieben Tag. Jeden Augenblick hat er eine Seite vollgeschrieben, schwups! packt er mich dann, bestreut sein Gekritzel und schüttet den Sand wieder in mich zurück. Er arbeitet jetzt an einer Tragödie, und das ermüdet mich derart, daß ich nicht mehr aufrecht stehen kann. Ach, es ist doch traurig, ein angestrengtes Streusandfaß zu sein.“

„Verehrtes Faß,“ antwortete die Pendeluhr seufzend, „glauben Sie denn, ich habe es besser? Den ganzen Tag muß ich mich bewegen, mich plagen. Nicht eine Secunde habe ich Ruhe; hin, her, hin, her; das nimmt kein Ende, bis ich eines Tages todt von der Commode herabfallen werde; jede Viertelstunde schlagen, die Stunden anzeigen; es ist eine Hundeexistenz! Ich halte das nicht länger aus. Ein Mensch möchte ich lieber sein als eine Pendeluhr, die regelmäßig aufgezogen wird.“

Das war mir zu viel. Ich sprang auf, zündete eine Kerze an, entleerte das Streusandfaß, machte die Uhr stehen und nahm mir vor, mich nie wieder

durch Seufzer und Klagen rühren zu lassen. Einen Nutzen hat die Sache mir aber doch gebracht: die Erfahrung, daß Streusandfässer und Pendeluhren nicht gemacht sind, um zufrieden zu sein. Ich freue mich nur, daß wir Menschen in diesem Punkte so hoch stehen über Streusandfässern und Pendeluhren.

Dandy.

Ein Familien-Idyll.

Heinrich und Friederike heirateten einander eines Tages. Das war nicht anders zu erwarten gewesen, denn sie liebten einander seit langer, langer Zeit, fast von ihrer Kindheit an, und weil die Liebe blind macht, bemerkten sie nicht, daß sie um ein Erkleckliches gealtert seit dem Beginne ihrer Bekanntschaft. . . . Sie wurden also Mann und Frau. Niemand war davon überrascht, und ebenso hätte es Niemanden Wunder genommen, würde nach gemessener Zeit ein Drittes, ein Kleines, den Bund der Zwei vergrößert haben. Aber die Störche kommen oft gerade dann nicht, wenn man sie begehrlich ruft. Sie haben ihre Launen und legen keinen Werth auf des Menschen Wunsch und Willen. Heinrich und Friederike reisten unmittelbar nach ihrer Vermählung nach Italien. Friederikens kleinere Geschwister redeten untereinander viel und nachdenklich von dieser Fahrt. Der zwölf-

jährige Bruder Georg schüttelte einmal weise den Kopf und meinte: „Wenn ich nur wüßte, warum die Hochzeitsreisenden gerade nach Italien gehen!“ — „Das weißt du nicht?“ belehrte ihn Hugo, der Dreizehnjährige, „die meisten Heiraten finden im Winter statt, und da ziehen die Neuvermählten gern nach dem Süden, wo sie zu dieser Zeit am leichtesten einen kinderbringenden Storch treffen.“ — „Dummer Junge,“ erwiderte Georg, „daß es die Störche nicht sind, welche die Kinder bringen, das weiß ich sicher. Aber woher diese kommen, das ist mir noch unbekannt, und nur, um es zu erfahren, aus keinem anderen Grunde, werde ich heiraten, wenn ich groß bin.“

Heinrich und Friederike zogen bis zur blauen Grotte von Capri, aber sie kamen allein zurück. Sie hatten keinen Storch begegnet . . . Und sie waren doch eines Abends am Ufer des Golfs von Neapel — indessen der Gesang der Barcaruoli hinzog über die Fluthen — darüber einig geworden, daß es, wenn ein Knabe: Beppo, wenn ein Mädchen: Richetta heißen solle, als Erinnerung an die unvergeßlichen italischen Honigtage . . . Es verging ein Jahr, das zweite wuchs bereits stattlich an, ohne daß Beppo oder Richetta kommen wollten. „Na, sie lassen eben auf sich warten,“ meinte der Familienrath; die Zeit wurde dazu benützt, Discussionen über Aussehen

und sonstige Eigenschaften der unpünktlichen Gäste zu eröffnen. Heinrich wünschte einen Beppo, Friederike eine Richetta. Darüber konnten sie sich nie und nimmer einigen, bis Friederike weinend frug: „So wirst du Richetta nicht lieb haben?“ Darauf lenkte Heinrich beschwichtigend ein, aber nur in Einem Punkte gab er nicht nach: Richetta müsse schwarze Haare haben, nicht aber blonde. „Meinetwegen,“ sagte Friederike, und es war nun Alles in Ordnung. Richetta hätte nur zu kommen brauchen. Der Familienrath wurde ungeduldig, und obwohl nichts von dem Erwarteten sich zeigte, fanden doch lange Erörterungen über die Zukunft der schwarzen Richetta statt. „Der blonden,“ sagte Friederike, die schon wieder daran vergessen, welche Concession sie ihrem Manne gemacht. „Auf alle Fälle,“ bemerkte die Großmutter (von mütterlicher Seite), „muß sie für irgend einen Beruf erzogen werden. Heiratet sie, desto besser; wenn nicht, so kann sie im Leben auf eigenen Füßen stehen.“ Darüber wurde lange debattirt. Als ein sehr wichtiger Punkt der Erörterung galt die Religion des Kindes. Heinrich stimmte für Atheismus, Friederike für Katholicismus. Ein Onkel machte den Vorschlag, es in keine Confession einzupferchen, bis es erwachsen sei und sich selbst eine auswählen könne. Bei diesen Erörterungen ging es sehr heiß her. Einmal wurde

besagter Onkel ernstlich böse, und schwur Stein und Bein, er betrete Heinrich's Haus nicht mehr, wenn nicht seinem Rathe gefolgt werde; beerben werde sie ihn, den alten Junggesellen, ohnehin, er dürfe also ein Wörtlein d'reinreden. In der That schmollte er vier Wochen lang, dann kam er wieder, nicht etwa, weil er seine Meinung geändert, sondern aus Gewohnheit, aus purer Gewohnheit. Was er im Uebrigen ausgesprochen, dabei bleibe er. Und wirklich änderte er kein Jota an seiner Meinung. Die übrigen Mitglieder des Familienrathes indessen wurden kleinlauter, sie wollten Richetta ebenso gern willkommen heißen wie Beppo, und auch ob schwarz oder blond, bildete keine Streitfrage mehr. Heinrich und Friederike hofften von einem Tage zum anderen. Sie waren jung und konnten warten. Hie und da gerieth ihre Geduld freilich in's Schwanken, aber bald vertrösteten sie sich wieder mit der Zukunft. „Es wird schon kommen. Vorderhand haben wir Einer am Andern genug.“ Dabei sahen sie einander verliebt in die Augen, und sie zweifelten nicht daran, daß plötzlich Jemand an der Thür pochen, eintreten und mit einer höflichen Verbeugung sich ankündigen werde: „Mit Verlaub, ich heiße Beppo“, oder: ich heiße Richetta.“

Viermal war der Frühling in's Land gezogen, seitdem sie geheiratet. Sie liebten einander wie am

ersten Tage. Daß Beppo und Richetta nicht kamen, erschien ihnen ärgerlich, aber ihrer Empfindung für einander that das keinen Eintrag. Der Familienrath tröstete sie nach besten Kräften, obwohl sie keinen Trost verlangten; die männlichen Mitglieder verhielten sich reservirt, die weiblichen zeigten sich unerschöpflich, wie nur Frauenseelen es sein können. Tante Agnes namentlich wußte tausende Geschichten von Eheleuten, die spät, sehr spät Kinder bekamen. Vier, fünf Jahre, das sei gar kein Zeitraum. Sie kenne einen Hofrath, dessen Frau nach vierzehnjähriger kinderloser Ehe eine Tochter und von da an alljährlich wieder eine geboren, bis sie ihrer sechs hatte. Eine ihrer Jugendfreundinnen sei nach dreizehn Jahren Mutter geworden . . . Base Johanna sprach von Wunderpillen, welche bessere Dienste leisten, als die berühmtesten Heilquellen . . . Marianne, unter den Verwandten die einzige alte Jungfer, verhielt sich all' diesen Mittheilungen gegenüber kühl. Sie spielte auf einer anderen Saite, indem sie die Meinung aussprach, wenn man Kinder habe, so solle man froh sein, aber wenn man keine habe, nicht minder, denn es bleibe Einem viel Kummer und Sorge erspart. Frau R. — die blonde Frau R., deren Mann so viel an der Börse verloren — mußte drei Söhne und vier Töchter hinsterben sehen und sei nun kinderlos, als hätte sie

sie nie besessen. Sei es da nicht besser, keine zu bekommen? Und selbst, wenn sie am Leben bleiben, welche Sorgen während ihrer ersten Jugend! Wachsen sie heran, wie viel Kümmerniß können sie Einem bereiten! Der einzige Sohn der Frau Rechnungsrath K. habe sich neulich wegen Spielschulden erschossen ...

Friederike hörte solchen Gesprächen stillschweigend zu. Heinrich pflegte das Zimmer zu verlassen, sobald auf dieses Capitel die Rede kam. Wenn er mit seiner Frau allein war, wich er dem heiklen Thema aus, und nach und nach hörte auch der Familienrath auf, sich damit zu beschäftigen. Tante Agnes erzählte nicht mehr ihre wunderbaren Geschichten, Base Johanna hatte mit ihren Wundercuren den Rückzug angetreten, seitdem Friederike einen Sommer in Franzensbad, einen anderen in Schwalbach gewesen; Marianne ritt nicht mehr ihr Steckenpferd: die Berichte über Leid und Sorge, bereitet durch Nachkommenschaft. Beppo und Richetta waren so gut wie gestorben ... Friederike hatte einmal, als sie allein war, Richetta gezeichnet. Später vernichtete sie die Zeichnung, und so blieb keine Spur von dem ungeborenen Kinde.

Als Heinrich und Friederike einmal Abends spazieren gingen, begegneten sie einer alten Dame, die an einer Schnur ein Hündchen führte. Sie rief es: „Joli.“ Aber es war gar nicht hübsch. Der kleine,

dürre Köter trug ein schwarzes Röckchen mit rothen Borten, in einer Ecke ein Monogramm. Heinrich lachte über das also costümirte Thier, aber er sagte: „Wie wäre es, wenn wir uns auch einen Hund kauften?“ — „Ich bin dabei,“ meinte Friederike, „aber einen schönen, gescheidten.“ — „Abgemacht.“

Am nächsten Morgen ging Heinrich auf die Suche. Er blieb lange aus. Gut Ding will Weile. Gegen Mittag kam er nach Hause und brachte einen Pudel, weiß wie ein Lamm, mit krauser, wohlgepflegter Wolle, mit funkelnden, kohlschwarzen Augen und klug, klug, nicht zu sagen! Er konnte nicht nur die gewöhnlichen Kunststücke machen, die jeder halbwegs gebildete Hund macht, er spielte Domino und trank Champagner. Das mag einen Begriff geben von seiner Cultur! Er war aber auch in einem der ersten Hunde-Institute erzogen worden. Den Namen „Dandy“ hatte er mit Fug und Recht erhalten, so elegant und zierlich war er, ein vierfüßiger Stutzer. Heinrich und Friederike beschäftigten sich sehr viel mit ihm, und da ein Hund umso intelligenter wird, je mehr die Menschen ihm Beachtung schenken, entwickelte „Dandy“ sich zu einem wahren Phänomen. „Es fehlt ihm nichts als die Sprache,“ bemerkte Friederike einen Monat, nachdem „Dandy“ Hausgenosse geworden. „Dandy“ schloß sich an seine Gebieter mit allen Künsten der Schmeichelei an; er saß

entweder bei seinem Herrn oder bei seiner Frau; und ging er mit ihnen aus, so bettelte er so lange, bis man ihm einen Sonnenschirm, einen Spazierstock oder sonst etwas zu tragen gab. Das ihm anvertraute Gut hielt er fest in der Schnauze. Wehe dem, der es ihm hätte nehmen wollen. „Dandy“ wußte, was er seiner Stellung schuldig war. Im Familienrathe wandten sich ihm nach und nach alle Sympathien zu. Tante Agnes fürchtete sich vor Hunden und schien eine zeitlang zu argwöhnen, „Dandy“ wolle sie fressen; aber der weltkundige Pudel behandelte diese Dame mit so viel Ehrerbietung, daß sie Zutrauen zu ihm faßte und ihn liebgewann. Sie benützte seine Existenz, um merkwürdige Züge aus dem Leben anderer Hunde zum Besten zu geben, Rettungen, Beweise von seltenem Instinct, Heldenthaten der Bernhardiner und zum Schluße jedesmal — sie vergaß nämlich von Fall zu Fall, was sie schon erzählt hatte — die Geschichte des Mopses, der sich zum Geburtstage seines Herrn, um diesen zu überraschen, photographiren ließ.... Marianne begnügte sich, ihrer tiefen Neigung für „Dandy“ durch die stereotype Phrase Ausdruck zu geben: „Er ist klüger als so mancher Mensch.“

„Dandy“ legte gegen den gesammten Familienrath Liebe, gepaart mit Achtung, an den Tag. Gegen Fremde war er artig und gemessen. Eigentliche Zärtlichkeit hatte

er für Heinrich, Friederike und der Letzteren Eltern. Er wurde deshalb von Heinrich „Schwiegerpudel“ getauft, und wenn der Familienrath gut gelaunt ist, ruft er ihn bei diesem Spitznamen. „Dandy“ hört darauf, aber er knurrt jedesmal. Der Spaß scheint ihn zu ärgern ... „Dandy“ geht mit anderen Hunden wenig um. Heinrich hält ihn von den gewöhnlichen Kötern fern, und Friederike läßt das gewähren; er lehrt ihn neue Kunststücke, gibt genaue Vorschriften, wie er gefüttert werden muß; und wenn „Dandy“ erkrankt, holt Heinrich persönlich den renommirtesten Thierarzt. Einmal durchwachte er bei ihm eine halbe Nacht, um ihm stündlich einen Löffel Medicament einzuflößen. Friederike theilte sich mit ihm in die Sorge um „Dandy,“ der sein Nachtlager in dem Schlafzimmer seiner Gebieter hat. Träumt „Dandy“ unruhig, so wacht Heinrich oder Friederike auf und sieht besorgt nach dem Liebling. Natürlich hat dieser auch seine Schwächen. Er will z. B. keine Milch trinken. „Daran bist du schuld,“ klagt dann Heinrich, „du hast ihn so verwöhnt.“ — „Nimm nur dich bei der Nase,“ erwidert Friederike, „du hast allen seinen Launen nachgegeben, und jetzt ist es zu spät, jetzt müssen wir ihn nehmen, wie er ist.“ — Die Beiden, die sonst niemals zanken — wie sollten sie auch als Eheleute! — gerathen über „Dandy“ in kleine Meinungsverschiedenheiten. Aber diese ver-

schwinden alsbald, und ein Hund kann ein Muster sein, auch wenn er keine Milch trinkt. Verzogen haben übrigens — im Vertrauen gesagt — Beide ihn, Herr sowohl wie Frau. Sie benützten nie die Pferdebahn, weil „Dandy" da nicht mitfahren darf. Sie lassen ihn fast nie allein zu Hause. Kurzum: „Dandy" tyrannisirt sie, er macht mit ihnen, was er will, und gegen seine Capricen gibt es keine Auflehnung.

Auch im Familienrathe wird er als Großmacht respectirt. Die Tanten und Basen lassen ihn aus ihren Kaffeetassen trinken — er liebt den Kaffee etwas braun und sehr süß — geben ihm die besten Stücke Kuchen und bringen ihm allerlei Naschwerk mit: Haselnüsse, Mandeln, Malagatrauben u. s. w. Tante Agnes erzählt von Hunden, die zwanzig Jahre alt geworden und noch älter. Sie selbst habe welche gekannt . . . Wer das Alles mit ansieht und mit anhört, möchte glauben, „Dandy" nehme einen Platz ein, der eigentlich einem Anderen bestimmt war.

Heinrich äußert sich darüber nie. Nur ein einzigesmal ist es ihm passirt, daß er dem klugen Pudel zurief: „Schön aufwarten, Beppo!"



Ein Bergsteiger.

Da und dort im Laubwalde hat schon ein gelbes Blatt unter die grünen sich gemengt, verschämt und schüchtern, als käme er zu unrechter Zeit, kündigt der Herbst seine Nähe an, und in den Spätabendstunden ist's einem manchmal, als sei der Sommer bereits vorüber ... In solchen Tagen tritt mir wieder das Bild eines Mannes vor Augen, der mit dem Sommer in so innigem Zusammenhange gestanden und dem der Herbst Jahr für Jahr einen Strich durch die Rechnung seiner Freuden bedeutete. Ich könnte mit einem einzigen Worte sein Signalement geben; er war enthusiastischer Bergsteiger, wie wir Wiener sagen: Bergfex ... Aber wie arm ist die Sprache, wenn sie einen Menschen kurz und bündig kennzeichnen soll! Sie schlägt tausend Individualitäten über Einen Leisten, und nachträglich muß man ihr mühsam auf langen Umwegen eine wirkliche Charakteristik abringen. Bergsteiger, Bergfexe gibt es sonder Zahl. Karl Wilms

— nun, da er todt ist, keine Witwe, kein Kind ihn überlebt, darf ich mit wehmüthigem Lächeln ihn wohl nennen — war ein ganz besonderes Exemplar der weitverbreiteten Gattung. Schon wie ich ihn kennen lernte, ihn und seine Passion, das war ganz anders als sonst das Bekanntwerden mit Bergsteigern und Bergfexen. Vor zehn Jahren wohnte ich im Bezirke Josephstadt. Dieser Bezirk ist bekanntlich das Beamten-viertel; ihm hat das Bureaukratenthum einen unzweideutigen Stempel aufgedrückt. In keinem Theile von Wien sieht man früh Morgens so zahlreich, wie dort, ältere Herren in zugeknöpften schwarzen, nicht mehr ganz modernen Gehröcken, nirgends, so wie dort, lassen sich die — nach der Beamten-Hierarchie abgestuften — Nuancen des Morgengrußes beobachten. Nachdem ich etliche Jahre in der Josephstadt gewohnt, wußte ich ganz genau, wie ein Concipist einen Ministerial-rath grüßt, wie ein Oberlandesgerichtsrath einem Adjuncten dankt, und aus Gruß und Gegengruß zweier einander Begegnenden zog ich ziemlich sichere Schlüße darauf, welcher Diätenclasse die Beiden angehörten .... So war ich mir denn auch darüber klar, daß der kleine Mann, welcher täglich mein Frühstücksgenosse im Kaffeehause war, zum Beamtenthum zählte. Ich hatte mich an seine Gegenwart so gewöhnt, daß ich ihn beim Eintreten suchte, und sein Blick fiel auch

suchend auf mich, ja vorwurfsvoll, wenn ich ungewöhnlich spät kam. Wir hatten noch nicht miteinander gesprochen und waren doch schon befreundet, denn wir waren einander nothwendig geworden, und in solcher Nothwendigkeit liegt ein Stück Freundschaft. Im Wiener Kaffeehausleben entwickeln sich eine Menge solcher Beziehungen — dem Nichtwiener unerklärlich . . . Nur bleiben diese Beziehungen nicht immer stumm. Eines Tages fängt man zu reden an, ein Wort gibt das andere, und bei einer Flasche Gumpoldskirchner wird dann Bruderschaft getrunken. So weit bin ich mit Karl Wilms nicht gekommen, aber sein Vertrauen erwarb ich mir; er sprach mir von seinen Neigungen und Wünschen, und namenlos dankbar war er mir dafür, daß ich ihn nicht verspottete. Zum Spotte lag allerdings ein wenig Grund vor, wenn man seine Erscheinung und seinen Lieblingssport zusammenhielt. Die kleine Gestalt knickte in der Mitte nach vorne ein, erinnerte also an ein Taschenmesser, dessen Klinge weder ganz geöffnet, noch ganz geschlossen ist; das kleine, kugelrunde Gesichtchen war weithin an den langen Haaren und den staunenswerth großen Brillen erkennbar; in der Nähe offenbarte es sich als ein gelber, auf Knochen gespannter Ueberzug. Dazu eine scharfe Kinderstimme, winzige Füße und Hände, und das Alles eingehüllt in schwarze Kleider — auch im Hochsommer — auf dem

Köpfchen ein immens hoher Cylinderhut, in's Gesichtchen hineinragend die Spitzen eines „Vatermörders.“ So fand ich ihn bei unserer ersten Begegnung; und so erschien er, als er eines Morgens den Frühstückstisch verließ, um nicht wieder an denselben zurückzukehren. An jene erste Begegnung erinnere ich mich, als hätte sie gestern stattgefunden. Beim Eintritt fiel das seltsame Männchen mir auf. Ich suchte die originelle Figur meinem Auge einzuprägen für den Fall, daß ich sie nicht wiedersähe. Wilms — in Wiener Kaffeehäusern ist der Name von Stammgästen das secret de Polichinelle, und so rief der Marqueur in diesem Falle wie zu meiner Belehrung: „'Morgen, Herr von Wilms!“ — also Wilms brauchte nichts zu bestellen, er bekam sein Glas Kaffee und dazu — keine Zeitung. Das fiel mir auf. Ich behielt ihn im Auge und gewahrte, daß er aus seinem schwarzen Rocke ein roth eingebundenes Buch hervorholte. Nun hätte ich wissen mögen, was der Kleine las. Am nächsten Morgen und am nächstnächsten dasselbe rothe Buch; ich fingirte endlich einen Gang durch das Local und erhaschte im Vorübergehen den Titel: „Bädeker's Süddeutschland und Tirol.“ Also Einer, der sich auf eine Reise vorbereitet, dachte ich. Aber die Sache wurde mir immer eigenthümlicher, denn Tag auf Tag verging, Wilms trank seinen Kaffee, las seinen Bädeker, blieb aber

in Wien. Einmal verließ ich gleichzeitig mit ihm das Local; da sah ich, wie er auf der Straße im Gehen weiterlas im Reisehandbuche, eifrig, vertieft, wie er hie und da Jemanden anrannte, höflich um Entschuldigung bittend, den hohen Cylinderhut lüftete, aber in der nächsten Minute sich wieder peripatetisch seiner Lecture hingab, unbekümmert um den Verkehr ringsum. Etlichemale folgte ich Wilms, hörte auch, wie er von einigen Angerannten mit Grobheiten überschüttet wurde, die er mit verlegenem Lächeln über sich ergehen ließ, und konnte endlich der Versuchung nicht widerstehen, seine persönliche Bekanntschaft zu suchen. Wer sich mit Reiseprojecten beschäftigt, hört Andere gern von solchen Projecten erzählen. Auf diese Erfahrung baute ich, als ich eines Tages zum Frühstück mich unmittelbar neben Wilms setzte und ein dunkelbraun gebundenes Buch vor mich hinlegte. Wilms schielte nach dem Buche, bis er den Titel lesen konnte: „Meyer's Reisebücher. Süd-Frankreich. Bibliographisches Institut.“ Diese Worte auf dem Deckel verschlang er freudigen Blickes, überlegte eine Weile, was zu thun sei, und wendete sich dann an mich: „Verzeihen Sie, gehen Sie nach Süd-Frankreich?“ — „Ich habe die Absicht.“ — „Sie Glücklicher, wer so weit reisen könnte. Wie herrlich muß es dort sein! Ewiger Sommer, herrliche Panoramen! Waren Sie schon in Süd-Frankreich?“ — „Im vorigen

Jahre.“ — „Haben Sie Berge bestiegen?“ — „Den Pic de Ger und den Pic d’Autenac.“ — „Wie beneide ich Sie! Erlauben Sie, daß ich einen Augenblick in Ihrem Buche blättere.“ Er überflog strahlenden Auges einige Capitel, betrachtete die Stahlstiche, welche Gebirgsansichten darstellten, besann sich aber dann, daß es hohe Zeit sei, in’s Bureau zu gehen, und empfahl sich. Von da an waren wir gute Bekannte, ich begleitete ihn oft auf seinem Gange zum Amte, und nach und nach gewann ich Einblick in dieses seltsame Menschenwesen. Wilms wurde melancholisch, so oft er darauf zu sprechen kam, daß er den Süden wohl niemals sehen werde. Er müsse — meinte er — mit Mittel-Europa sich begnügen, und ich tröstete ihn damit, daß die Natur auch hier Wunderbares hervorgebracht habe. Allmälig sah ich ein, daß Wilms allerdings auch Mittel-Europa nicht viele Genüße verdankte. Geboren als der Sohn eines kleinen Staatsbeamten, studirte er mit Hilfe von Stipendien, gab für kärglichen Lohn Unterricht, anstatt etwas von der schäumenden Frische des Studentenlebens kennen zu lernen; und vom Studium ging er zum Staatsbeamtenthum über. So war er eingetrocknet, verschrumpft in jungen Jahren, und er brauchte irgend ein Gegengewicht wider diese lastenreiche und freudlose Existenz. Dieses fand er in der Natur! Aber nicht etwa auf Wiesen und in Thälern, nicht in Gärten oder

Parks. Nein, in der Seele dieses zur Höllenstrafe der Stubenhockerei Verdammten hatte sich eine tiefe, flammende Neigung für das Hochgebirge eingeschlichen. Hinauf sehnte er sich in die Regionen, wo reinere Lüfte die Lunge erquicken, wo die Welt unten Einem klein dünkt, und inmitten einer gewaltigen Scenerie selbst ein Regierungsrath sich winzig und zwerghaft erscheint. Von gewöhnlichen Ausflügen, von den sogenannten Landpartien, wollte er nichts wissen. Der Kahlen- und der Leopoldsberg erschienen ihm lächerliche Hügel, die er nie bestieg. Wirkliche, leibhaftige Berge lockten ihn, nach Gletschern sehnte er sich, nach steilen Felswänden, die nur mit Lebensgefahr zu besteigen sind. Er dachte an den Montblanc, an die Jungfrau! Aber allmälig mäßigte er seine Ansprüche. Er war nicht Herr seiner Zeit und gebot nur über schwache Geldmittel. Ein fleißiger Beamter, fand er doch keine innige Freude am Bureaukratenleben, und so brachte er es auf keinen grünen Zweig. Er avancirte mit schneckenhafter Langsamkeit, und bis an sein Lebensende hat er nicht mehr als das Nothwendige gehabt. An's Heiraten dachte er seltsamerweise nie. Er wollte ungebunden sein, frei; außerhalb der Amtsstunden war er ein unruhiger Geist, nicht gemacht für die friedlichen Beschränkungen, die Einem am häuslichen Herde erwachsen. Freilich blieb seine Unruhe theoretisch, denn das Amt

hielt ihn streng im Zügel. Während der ersten zehn Jahre seines Beamtenthums machte er Pläne für touristische Unternehmungen. Die Ausführung verschob er auf später, denn erstens war damals sein Einkommen zu klein, um ihm irgend welchen Luxus zu gestatten, und dann sagte er sich: „Ich bin jung. Wozu mich übereilen? Ich spare mir das Alles für spätere Jahre auf.“ Nach den zehn Jahren war er älter und sein Gehalt etwas größer geworden. Nun mußte er — das Alles hat er selbst mir nachträglich angedeutet — arme Verwandte unterstützen, sein Geringes mit ihnen theilen. Da war wenig Geld übrig für Bergfahrten. Aber Wilms blieb heiter und wohlgemuth. Ein Beamter kann avanciren, man ahnt kaum: wie hoch, und die Berge bleiben auf ihrem Platze stehen; es ist also gleich, ob man sie ein Jahrzehnt früher oder später besteigt. Mit solchem Gedankengange beschwichtigte Wilms sein touristisches Ich, zog weiter am Staatskarren und freute sich, als seine Bezüge wieder ein wenig wuchsen; denn seine einzige Schwester war verwittwet und brauchte für sich und ihre Kinder Unterstützung. Mittlerweile war er sehr sattelfest geworden in Sachen des Bergfexenthums. Eine Unmenge Bücher über Gebirgswanderungen hatte er verschlungen, aus einzelnen citirte er ganze Seiten mit jenem tiefen Behagen, mit dem ein guter Clavier-

spieler etwa ein Chopin'sches Musikstück auswendig vorträgt. Seine Amtscollegen kannten seine Neigung, er galt unter ihnen als touristische Autorität, und in jedem Sommer durfte er für die Hofräthe und den Sectionschef eine Urlaubstour zusammenstellen, ja, einmal war er nahe daran, für den Minister selbst eine Reiseroute zu entwerfen. Zum Malheur wurde der Minister, auf eigenes Ansuchen, aus Gesundheitsrücksichten seines Amtes enthoben und nahm Wilms nicht mehr in Anspruch. Des letzteren Zusammenstellungen waren tadellos; er hatte einmal die Genugthuung, den kränklich gewesenen Sectionschef von einer Gebirgsreise so gesund wiederkehren zu sehen, daß dieser ihm auf die Schulter klopfte und dazu bemerkte: „Brav, lieber Wilms, sehr brav . . .“

Als ich Wilms kennenlernte, hatte er noch keinen Gebirgsausflug unternommen. Aber vorbereitet war er auf unzählige. Wir verließen eines Morgens das Kaffeehaus, als er mir mit einem Kinderlächeln sagte: „Na, im nächsten Sommer fange ich an. Ich gehe nach Heiligenblut und von dort auf den Großglockner, Besteigung des Großglockner schwierig, zwei Tage, nur von geübten Bergsteigern mit zwei Führern à 8 fl. (drei für zwei Reisende) zu unternehmen. Die Leiterhütte (2010 Meter), eine dürftige Sennhütte, 2$^1/_2$ Stunden von Heiligenblut, gewährt ein Nachtlager auf dem

Heu; von hier über die (2 Stunden) Salmshöhe (2677 Met.) und das Leiterkees mühsam zur (2 Stunden) Hohenwarthsscharte (3296 Meter) und (2½ Stunden) Adlersruhe (3463 Meter); weiter zum (2 Stunden) Gipfel des Kleinglockner (3764 Meter) und über die 10 Meter lange, ½—⅔ Meter breite Scharte zur (1 Stunde steilen) höchsten Spitze (3796 Meter). Großartige Aussicht. Hinab bis Kals oder Heiligenblut 6 Stunden.“ — Das sagte er her, wie ein Schulknabe seine Lection, und sah mich dann triumphirend an; ich fand die Stelle wörtlich in Bädeker's „Österreich,“ Seite 166 . . . „Warum unternehmen Sie die Partie nicht in diesem Sommer?“ — „Der älteste Sohn meiner Schwester macht sein erstes Rigorosum, und das kostet Geld. Diesmal darf ich nichts auf Vergnügungen ausgeben, aber nächstes Jahr! Und übrigens versäume ich nichts.“ — Wie alt sind Sie, Herr Wilms?“ Die Frage war mir unwillkürlich entschlüpft. — „Einundsechzig vorüber...“ Unsere Zusammenkünfte dauerten fort. Im nächsten Frühling kaufte er allerlei Reiseliteratur, Steub, Noë, Berlepsch, und des Abends, nach der Amtszeit, las er fleißig darin. „Was glauben Sie,“ frug er mich, als wir miteinander den Kaffee nahmen, „soll ich nach Heiligenblut über die Pfandlscharte oder über das Hochthor? Der Weg über die Pfandlscharte ist zwar etwas weiter, als über das

Hochthor, führt aber an der Pasterze vorbei, so daß man sich die Wanderung dorthin von Heiligenblut aus erspart.“ — „Gehen Sie über das Hochthor. Sie sollten sich überhaupt nicht zu sehr anstrengen, denn es wird Ihre erste Gebirgstour sein, und für eine solche will der Körper vorbereitet und geschult sein.“ — „Dafür habe ich gesorgt. Wer so viele Gebirgstouren im Geiste gemacht hat, der kann sie dann auch physisch ausführen.“ Ich schwieg, um Wilms nicht durch Widerspruch zu kränken. Etliche Tage später kam er mit der Nachricht, er werde in dieser Saison keinen Urlaub bekommen können. Im Amte sei viel zu thun, einige seiner Vorgesetzten fühlen sich unwohl, dürfen sich deshalb nicht mit Arbeit überladen, und so müsse er in Wien bleiben. Ich wollte ihn trösten, er aber bedurfte gar keines Trostes. „Desto besser,“ sagte er, „ich verschiebe das Ganze auf den nächsten Sommer, dann habe ich Anrecht auf einen um so größeren Urlaub. Ich verbinde dann etliche Touren miteinander. Was halten Sie vom Steinernen Meer bei Zell am See? Das gewaltige Steinerne Meer, allüberall klaffende Risse und Spalten zeigend, gibt Anlaß zu vielen Besteigungen. In etwa neun Stunden begeht man das drei Stunden breite Plateau seiner Länge nach (Führer 7 fl.). Die bemerkenswerthen Gipfel dieses fast senkrecht aus dem Saalachthale aufsteigenden Gebirgsstockes

zählen nach Dutzenden, und keiner ist unter 2000 Meter hoch.“ — „Ein vortrefflicher Plan.“ — „Ich freue mich auch schon sehr darauf. Die Reise wird viel Geld kosten, sündhaft viel, aber bedenken Sie, die Gebirgsreisen sind meine einzige Passion. Ich besuche kein Theater, kein Concert — da darf ich wohl nach anderer Richtung ein wenig verschwenden.“ Im Laufe des Herbstes und des Winters machte Wilms einige Einkäufe. Er schaffte sich Bundschuhe mit benagelten Sohlen, Steigeisen, Wadenstutzen aus Schafwolle, ein Flanellhemd an, und das Alles brachte er in's Kaffeehaus mit, um es mir zu zeigen. Einmal kam er zum Frühstück mit einem riesigen Bergstocke und einem Tornister für Handgepäck. Nun zogen wir über die Josephstädter Hauptstraße in die innere Stadt, ich — um meinem Gefährten einen Theil seiner Last abzunehmen — den Tornister in der Hand, Wilms mit dem Bergstocke, als seien die österreichischen Aemter auf unwegsamen Höhen gelegen, zu denen man nur mit geübten Führern emporgelange. Wer ihm so begegnete, mochte glauben, Wilms begebe sich direct auf den Mallnitzer Tauern, nicht aber in die Lotto-Direction, um dort Actenstücke zu erledigen.

Und der Sommer kam, und es traten wieder Hindernisse ein. Wilms stand ein Avancement bevor; er hätte sich dasselbe vielleicht verscherzt, wenn er ge-

rade vor einer Rang- und Gehaltserhöhung um Urlaub eingekommen wäre. „Also erst nächstes Jahr,“ meinte er, „na, ich versäume nichts. Aber ich glaube doch, ich gehe über das Hochthor nach Heiligenblut. Auf Bergpartien soll man nicht unnütz Zeit verschwenden, und das würde ich thun, wenn ich den Weg über die Pfandlscharte nähme. Wenn ich nur schönes Wetter finde! Es ist wegen des Panoramas vom Großglockner. Vom Großglockner zeigt sich an nebelfreien Tagen eine Aussicht, so umfassend und großartig, wie man sie nur noch in der Schweiz zu finden vermag. Von der Oertlergruppe bis zu den kleinen Karpathen, vom mährisch-böhmischen Gebirge bis zur Adria schweift der Blick. Nördlich erstreckt sich die baierische Ebene bis Regensburg; gegen Süden die Dolomit-Alpen bis zum Terglou.“ — „Sie werden da ein prachtvolles Schauspiel haben.“ — „Das will ich meinen.“

Im nächsten Sommer starb des Bergfexes Schwester, im zweitnächsten litt er an einem Halsübel, er mußte also zu Hause bleiben, und da lernte er Amthor's „Alpenführer“ auswendig. Er kannte jeden Winkel des gelobten Landes, das er nie gesehen . . . Und noch ein Sommer kam. Wilms kränkelte. Er wurde pensionirt, und nun saß er tagelang im Lehnstuhle daheim, vor sich die Bücher über das Gebirge, die Steigeisen, die Bundschuhe, Alles, was Einer braucht,

um auf den Gipfel des Großglockners zu kommen. Ich besuchte ihn oft. Während eines Besuches sagte er mir traurig: „Ich glaube, für mich ist's vorbei mit dem Großglockner und dem Steinernen Meer. Ich bin zu alt dazu. Aber im nächsten Sommer, bis ich wieder ganz wohl bin, steige ich wenigstens auf den Schneeberg. Kommen Sie mit?“ — „Sehr gern.“ — „Sie wissen doch alles Nähere? Die Besteigung des Schneeberges (2075 Meter) wird meist von Gutenstein, von Buchberg oder von Reichenau aus unternommen. Von Reichenau (6 Stunden bis zum Gipfel, Führer hin und zurück 3, mit Uebernachten 4 fl.), respective dem Thalhof führt der Weg durch die Eng, eine wilde Schlucht, zum (2 Stunden) Lackenboden; (2 Stunden) Baumgartner-Alp (Wirthshaus, Bett 1 fl.); von da noch 2 Stunden zum Gipfel (Kaiserstein); 1/2 Stunde unterhalb auf dem Ochsenboden eine steinerne Touristenhütte. Aussicht sehr ausgedehnt, westlich bis zum Dachstein. Abstieg vom Baumgartner zum Kaiserbrunnen im Höllenthal beschwerlich; besser nach Buchberg und durch das malerische Schönsteiner Thal nach (2 1/2 Stunden) Station Ternitz oder Neunkirchen; Wagen 5 fl., Führer von Buchberg über den Schneeberg zur Singerin und durch's Höllenthal nach Payerbach (16 St.) 4—5 fl.“ — Das Sprechen hatte Wilms angestrengt. Er lehnte sich zurück und holte

schwer Athem. Von da an rang Wilms Stunde für Stunde mit dem Tode.

Bei Sonnenuntergang ist er gestorben, mit der Rechten krampfhaft Bädeker's „Süddeutschland und Oesterreich“ festhaltend. Seine letzten Worte waren: „Im nächsten Sommer ...“ Nun liegt der Bergfex, der nie auf einem Berge gewesen, unter einem kleinen Hügel. Ich war jüngst an seinem Grabe, um an demselben einen Strauß von jener Blume niederzulegen, von der er ein ödes, ereignißloses Menschenleben hindurch geträumt: der Alpenrose.

Fräulein Doctor.

Das Städtchen Riva am Gardasee hat zwar ein Theatergebäude, dem auf der Stirne geschrieben steht: „Teatro sociale.“ Aber dieses Kunstinstitut ist immer geschlossen, und nur die ältesten Leute erinnern sich dunkel, von Vorstellungen erzählen gehört zu haben, die im Teatro sociale angeblich einmal stattgefunden. Wenn es in Riva Regen gibt, kann der Mensch sich an den Abenden zu Tode langweilen, zumal der wunderherrlich gelegene, südtirolische Ort in mancher Saison nur von wenigen Fremden besucht wird. War ich doch während eines Novembermonates im „Giardino“ der einzige Gast, so einzig, daß der Padrone mir eines Tages den Vorschlag machte, ich möge auf seine Kosten auswärts speisen, denn er müsse sonst nur um meinetwillen einen Koch halten. Ich packte mein Ränzel und ging weiter nach Süden, bis hinab in den Zauberkreis der blauen Grotte von Capri. Aber nach Riva kam ich doch wieder. Denn

dort ist es schön herrlich für den Deutschen. Er hört seine Mutterlaute, er ist nicht mehr auf ganz deutschem und noch nicht auf ganz italienischem Boden, mit einem Fuße steht er in der Heimath, mit dem andern in der Fremde, und dazu Licht, Sonne, der azurfarbene See, die hohen, dunklen Berge, die milde Luft, und Heckenrosen, die im November, und Astern, die im December blühen! .. Ich kam wieder und ruderte wieder hinaus zum Ponal, dem hochaufschäumenden Wasserfalle, und wanderte wieder zwecklos, sinnend und träumend stundenlang dahin auf der schlangenartig auf und ab sich windenden Kunststraße, die gen Brescia führt, und als es anfing, Bindfaden zu regnen, kehrte mir auch die Langeweile wieder. In Italien regnet es oft, und da sagt der Eingeborene, des Teufels Weib habe Waschtag. „La moglie del diavolo fa il bucato.“ Da tauchte ein Retter in der Noth auf. Der Padrone des „Giardino“ meldete mir, am Sonntag finde in Salò eine Opernvorstellung statt, ein Dampfer führe die Rivenser hinüber zu diesem Feste und bringe sie noch bei Nacht zurück. Er reichte mir dabei einen Theaterzettel, auf welchem die „applauditissima opera“ Verdis: „Rigoletto“ angekündigt war. Sofort sicherte ich mir eine Fahrkarte und war Sonntag Mittags einer der Ersten an Bord. Die Reisegesellschaft bestand aus etwa fünfzig Personen,

zur Hälfte österreichische Offiziere, die sonst in ihrem Fort auf der Rocca ein gar monotones Leben verbringen. Von den übrigen Passagieren fielen mir etliche hübsche Mädchengesichter und eine russische Familie auf: eine alte Dame, eine junge und ein Mann von etwa vierzig Jahren. Die Drei sprachen abwechselnd russisch, französisch und deutsch, das erstere um so viel sicherer, daß es ihrer echt slavischen Physiognomien nicht bedurft hätte, um sie als Russen erkennen zu lassen. Die Offiziere plauderten davon, daß nächstens Erzherzog Albrecht nach Arco nächst Riva kommen, und dann hoffentlich Einige von ihnen zum Diner einladen werde. Die übrigen Passagiere unterhielten sich halblaut, die Russen waren mit Lectüre beschäftigt, ich starrte hinaus in die Luft, auf die Berge und ruhte davon aus, daß ich seit Wochen nichts gethan, die hübschen Mädchen aus Riva guckten verstohlen auf die stattlichen Jägeroffiziere, so hatte Jeder und Jede irgend eine Beschäftigung. Auf Reisen beobachte ich lieber, als daß ich Gespräche anknüpfe; das ist indiscreter, aber lohnender. Mit Aug' und Ohr verfolgte ich nun die russische Trias, und was ich constatiren konnte, war: die Gesellschaft bestand aus Mutter, Sohn und Tochter; der Sohn krank, von den Aerzten nach dem Süden geschickt, weg von Heimath, Weib und Kind, die Mutter als zärtliche

Begleiterin an seiner Seite, die Tochter voll Aufmerksamkeit für den Bruder, aber von einer trockenen, geschäftsmäßigen Aufmerksamkeit, bestimmt, schier befehlshaberisch, wenn sie ihm sagte: „Setze dich nieder, du bist müde.“ Und er setzte sich nieder und wagte nicht etwa die Einwendung, daß er nicht müde sei. Die junge Dame las eifrig in einem Buche, hie und da sich unterbrechend, um den Bruder zu mustern. Sie kümmerte sich nicht viel um die Mutter. So weit war ich in meinen Beobachtungen gekommen. Doch nein, beinahe hätt' ich vergessen, zu sagen, daß ich auch erfuhr, wie sie hieß: Nadjesda. Der Genauigkeit wegen füge ich gleich bei, wie ihr voller Name lautete: Nadjesda Gontschaloff . . . Ich benützte eine Gelegenheit, um zu erspähen, welches Buch sie beschäftige. „Marlitt oder Mühlbach,“ dachte ich. Aber ich hatte geirrt. Das Buch hieß: „Vergleichende anatomische Untersuchungen über das Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere“ von Joseph Hyrtl. Nachdem ich das Buch erkannt, sah ich mir die Leserin noch genauer als vorher an. Ein hochgewachsenes Mädchen. Ganz in Schwarz gekleidet, ein wenig nachlässig und doch nicht ohne Koketterie. Das Haar nach Männerart geschnitten. Das Gesicht sonnverbrannt, mit leiser Hinneigung zum viereckigen Format, etwas vorspringende Backenknochen, tieflie-

gende kleine Augen, also ungraziös und unschön, aber intelligent, bestimmt, herrisch, in jedem Zuge der Ausruf: „Ich bin ein ganzer Mann!“ Wie alt sie war, das konnte man ihrem Gesichte nicht ablesen: Achtzehn oder Vierzig. Achtzehn, wenn sie über einen harmlosen Spaß von ganzem Herzen lachte. Vierzig, wenn sie auf den schaukelnden Wogen des Gardasees die „Vergleichenden anatomischen Untersuchungen über das Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere“ las.

In Salò hatte ich Zeit, vor Beginn der Oper mich in den Straßen zu ergehen. Die Stadt heißt im Volksmunde: „La regina del lago di Garda.“ Man muß solche südländische Vergleiche nicht sehr ernst und nicht sehr schwer nehmen. Wenn ein elender Landwein „Goccia d'oro,“ ein Dörfchen ein „Paese“ heißt, warum soll Salò nicht „die Königin des Gardasees“ genannt werden? Besagte Königin ist ein schmutziges Städtchen, in dem es nichts zu sehen gibt, als eine mittelmäßige Statue des hl. Carl Borromäus. Nachdem ich im Café del rinascimento rasch als forestiere erkannt worden und man mir in der Eigenschaft als Fremder erlaubt hatte, für einige Notabilitäten von Salò ebensoviel Becher Turiner Wermuths zu bezahlen, stürzte ich mich in die Oper, die ich gegen elf Uhr Nachts ohne erhebliche Schädigung meiner Ohren verließ; ich ging zu Schiffe, fand

meine russische Familie wieder, und . . . ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber genug daran: ich befand mich plötzlich in einem Gespräche mit ihr, und als wir auf die Oper zu reden kamen, meinte ich, es wäre doch interessant, zu wissen, wie nach Hyrtl's Meinung die eben überstandene Aufführung des „Rigoletto“ auf das Gehörorgan von Säugethieren wirken würde. Nadjesda sah mich strafend an. Es schien sie zu ärgern, daß ich ihre Lectüre ausspionirt hatte. Ich fühlte den stillen Vorwurf, wurde verlegen, aber wir kamen über diese Störung bald hinweg, und unterwegs wurden wir gute Freunde. Die Nacht war still, würzig, lau, der Mond warf einen Silberregen auf die gekräuselten Fluthen des Sees — man hätte wünschen mögen, es werde niemals Tag, auf daß diese Nacht nimmer ende. Die Familie Gontschaloff wohnte im „Sole,“ dem Gasthof zur „Sonne.“ Sie war für den ganzen Winter nach Riva gekommen. Der Sohn, von einem schweren, inneren Leiden heimgesucht, um dem heimischen Klima zu entgehen. Die Mutter, um sich nicht von ihrem Sohne zu trennen. Die Tochter . . . „Ich bin nämlich Arzt,“ sagte Nadjesda mir, „habe in Bern studirt und dort auch den Doctorhut erworben. Seit jeher war es mein Traum, Medicin zu studiren, und die Krankheit meines Bruders bestärkte mich in dem Vorsatze, dieses

Studium zu treiben. Wer, dachte ich mir, kann Iwan besser pflegen als seine Schwester, wenn diese zu gleicher Zeit Arzt ist? Diesen Winter widme ich ganz meinem Bruder. Im Frühling wird er, hoffe ich, soweit hergestellt sein, daß ich ihn fremden Aerzten anvertrauen kann. Dann gehe ich nach Paris, um bei Charcot zu arbeiten." Das sagte sie ohne Prätention, ohne Ziererei, wie etwas Selbstverständliches. Ich begann, mich für Nadjesda zu interessiren. In Riva angekommen, erbat ich mir die Erlaubniß, die Familie im „Sole" besuchen zu dürfen, und von da an war ich mehr im „Sole" zu finden als im „Giardino." Was soll ich's leugnen? Wir Männer sind doch alle eitel, so eitel fast wie die Frauen. Ich sagte mir, es wäre wohl der Mühe werth, ein Mädchen wie Nadjesda zu gewinnen. Daß man sie nicht erobern könne wie eine Andere, war mir klar. Ich suchte, geistig auf sie zu wirken. Ich behandelte sie wie einen Mitstrebenden, wie einen Kameraden, und doch wie eine Frau, der man huldigt. Eines Tages aber — wir saßen beim Frühstück, und bemühten uns, in Oel gebratene Cotelettes zu verzehren — sah sie mich durchdringend an. „Sie leiden?" frug sie mich, und ihr Blick heftete sich durchdringend auf mein Gesicht. „Nehmen Sie solchen Antheil an mir?" — „Gewiß. Das kann Sie doch nicht in Verwunderung setzen."

— „Dann müssen Sie mir aber auch erlauben, Ihnen zu sagen, wie nahe Alles mich berührt, was Ihre Person betrifft.“ — „Fiebern Sie des Morgens? — „Ein wenig.“ — „Erlauben Sie einmal, daß ich Ihnen den Puls fühle.“ Sie ergriff mein rechtes Handgelenk und ich bemerkte, daß sie eine weiße, fein geformte Hand hatte. Bedenklich schüttelte sie den Kopf. „Ich muß Ihre Lungen untersuchen,“ fuhr Nadjesda fort. Ich wurde ein wenig verlegen. „Das kann Ihnen doch nicht unangenehm sein?“ meinte sie. „Als Arzt bin ich Arzt und nicht Frau oder Mann.“ Nach Tische ging ich auf ihr Zimmer, sie gab sich der Untersuchnng meiner Lungen länger als eine Viertelstunde hin, dann sagte sie: „Es ist nichts“ und sie gab diesen Worten einen Ausdruck leise schmerzlicher Enttäuschung. „Was ist nichts?“ frug ich. — „Ihre Lungen sind kerngesund. Nervöse Ueberreiztheit, nichts sonst!“ Wir plauderten noch eine Weile, dann ging ich; Nadjesda machte mir den Eindruck eines Menschen, der sich in irgend einer Erwartung betrogen sieht. Von da an ward sie kühler gegen mich, schenkte mir weniger Aufmerksamkeit, bekundete mir ein offenkundiges Abnehmen ihres Interesses für mich. Mein Tischnachbar, ein Offizier, der bei Wörth verwundet worden war und sich von den Folgen noch nicht gänzlich erholt hatte, bemerkte das

auch, und als wir wieder allein waren, liehen wir unseren Beobachtungen Worte. Wilhelm v. H. gestand mir offen, er habe eine tiefe Neigung zu Nadjesda gefaßt, und sie brauche nur zu wollen, um seine Frau zu werden. Sein Vermögen, seine gesellschaftliche Stellung könnten allen Ansprüchen eines Mädchens genügen. Nur eins bleibe zweifelhaft, ob er Nadjesda geistig befriedigen würde. Als wir nach diesem Austausche von Vertraulichkeiten wieder mit Nadjesda beisammen waren, brachte ich das Gespräch auf Liebe, Brautschaft und Ehe! „Was müßte man thun, damit Sie sich ernstlich für Einen interessiren?“ frug ich Fräulein Doctor. „Irgend eine ungewöhnliche Krankheit haben, an der ich mein Talent als Arzt erproben könnte.“ — „Ich bin also abgethan?“ Nadjesda erröthete, gab aber zur Antwort: „Sie übertreiben. Allein, warum soll ich lügen? An und für sich interessiren Männer mich nicht mehr als Frauen. Nur der kranke Mensch, gleichviel ob Mann oder Weib, nimmt meine ganze Theilnahme in Anspruch.“ — „So ist der Gesunde für Sie gar nicht vorhanden?“ — „Doch, um mit ihm zu plaudern, oder, wenn er Arzt ist, um von ihm zu lernen.“ Wilhelm hörte aufmerksam zu, ohne sich in das Gespräch zu mengen. Auch die übrige Tischgesellschaft lauschte schweigend. Die Damen mieden Nadjesda, denn sie erklärten dieses weibliche

Doctorthum für eine bloße Extravaganz, und so oft sie einen Tag zu Ende gefaulenzt hatten, einigten sie sich dahin, eine Frau könne sich nützlich machen, auch ohne mit dem Doctortitel zu kokettiren. Die Männer getrauten sich nicht, Nadjesda nahe zu kommen. Ihnen erschien Fräulein Doctor wie ein seltsames Geschöpf aus anderen Welten, wie ein merkwürdiges Räthsel. Am schweigsamsten aber in Nadjesda's Gegenwart war Signor Buroni, ein italienischer Tenorist, der, um etliche Wochen auszuruhen, bei seinen Verwandten in Riva verweilte und im „Sole" die irdische Nahrung zu sich zu nehmen pflegte. Ein schöner Mann mit schwarzen Locken, zierlichem Schnurrbärtchen, elegant gekleidet, dumm wie ein Fisch. Er sprach wenig, das Wenige aber war voll Anmaßung und lächerlich. Er trug immer Lackstiefeletten, eine große Busennadel, die er von Victor Emanuel zum Geschenk erhalten hatte, und einen weithin funkelnden Brillantring, über dessen Provenienz er durchaus nichts Näheres sagen wollte, „denn," meinte er, „gegen Damen muß man discret sein." Einmal sang er uns im „Sole" einige Lieder mit schöner Stimme, aber ohne Empfindung, doch verdrehte er bei Stellen wie „Tu sei 'l mio amor'" die Augen, um über seinen Mangel an Gefühl zu täuschen. Buroni und Nadjesda verkehrten nur sehr oberflächlich miteinander. Wilhelm dagegen

machte alle Anstrengungen, um sich Nadjesda zu nähern. Er erdichtete endlich, da er kein anderes Mittel mehr wußte, eine originelle Krankheit, um Nadjesda an sich zu fesseln. Mit dem ganzen Scharfsinn seines Verliebten combinirte er ein Krankheitsmärchen der verwickeltsten Art. Nadjesda nahm ihn in Behandlung. Er unterwarf sich der peinlichsten Cur, trank unausstehliche Mixturen die schwere Menge, und das Alles nur, um für Fräulein Doctor ein irgendwie bemerkenswerther Mensch zu werden. Behauptete er, sich wohler zu fühlen, war Nadjesda hocherfreut; ging es ihm angeblich schlechter, war sie betrübt. Das dauerte so einige Wochen. Ich sah ein, Wilhelm könne auf diese Art zu keinem Resultate gelangen, und nachdem ich mir die Erlaubniß des liebeglühenden Kriegers hiezu erbeten hatte, entdeckte ich Nadjesda die ganze Komödie und hielt feierlich um ihre Hand für Wilhelm v. H. an. Sie war vor Wuth außer sich. Sie fand es empörend, daß man derart mit ihrem wissenschaftlichen Ernste gespielt. Davon, daß sie Wilhelm's Hand annehme, könne selbstverständlich gar keine Rede sein. Sie werde überhaupt nicht heirathen. Für sie gebe es nur zweierlei Menschen: Aerzte und Kranke. Die Gesunden seien für sie nicht vorhanden. Für Empfindsamkeit habe sie keine Zeit. Sie sei kein Mädchen, dem man nachstelle wie einem Gänschen

von Buchenau, damit basta! Diese harte Antwort mußte ich Wilhelm bringen. Ohne Abschied zu nehmen, reiste dieser am nächsten Morgen ab. Ich blieb noch einige Tage, dann ging ich nach Wien. Ehe ich den Stellwagen bestieg, der mich nach Mori, der nächsten Eisenbahnstation, bringen sollte, nahm ich nochmals herzlichen Abschied von der Familie Gontschaloff. Ich versprach Nadjesda, sie im nächsten Winter in Paris aufzusuchen. „Ich führe Sie dann," rief sie mir nach, „auf die Klinik von Sée, dort ist das herrlichste Material der Welt beisammen." Ich hatte für den projectirten Pariser Aufenthalt manch Anderes vor, das mir interessanter erschien, als die Kranken des Professors Germain Sée, aber ich hütete mich, das zu äußern. Indessen kam die Reise nach Paris nicht zustande. Im nächsten Winter schickte mein Arzt mich wieder nach Riva. Ich kehrte im „Sole" ein. Dort empfing die Cameriera mich mit der Meldung, ich würde alte Bekannte antreffen. „Wen?" — „Signor und Signora Buroni." — „Die Signora kenne ich nicht." — „O doch, sie hieß früher Nadjesda Gontschaloff." — Ich starrte Giuseppa sprachlos an. „Fräulein Gontschaloff hat den Tenoristen geheirathet?" — „Jawohl, Signor." — „Warum hat sie denn das gethan?" — „Liebe, Signor, nichts als Liebe. Signor Buroni hat sich vom Theater zurückgezogen.

Er braucht jetzt nicht mehr zu singen, kann leben, ohne sich zu plagen. Seine Frau, die sich seinetwegen mit ihrer ganzen Familie verfeindet hat — die Familie wollte nämlich diese Heirath nicht zugeben — besitzt eine große Rente, Signora Buroni prakticirt nicht als Arzt, nur um die Gesundheit ihres Mannes bekümmert sie sich, in den sie bis über beide Ohren verliebt ist. Ja, wissen Sie, Signor . . ." Wer weiß, wie lange Giuseppa noch so fort geschwätzt hätte! Aber ich ließ meinen Koffer wieder hinabtragen, bezahlte rasch das Zimmer für einen Tag und fuhr spornstreichs nach Mori zurück, um über Botzen nach Meran zu gehen und hier den Winter zu verbringen. Riva war mir verleidet, denn dort hätte ich Fräulein Doctor als Signora Buroni sehen müssen. Als ich durch Mori fuhr, spielte ein Leierkasten die alte Melodie, die ich unwillkürlich mitsummte:

„La donna é mobile
Qual pium 'al vento . . ."

Ein Vergessener.

Versengend brennt die Julisonne in mein Zimmer hinein. Jedes Stäubchen in der Luft zittert vor Hitze . . .

Kein störender Laut regt sich, nur die Fliege an der Mauer summt, aber auch sie ist müde; sie summt ehrenhalber, weil das eben ihr Beruf ist. Meine Angorakatze — sie heißt „Lilith“ — liegt an der sonnigsten Stelle, ein Strahlenbündel fällt schräg auf ihr weißes, silbern schimmerndes Fell, leise schnurrt sie und hält die Augen geschlossen. Warum bin ich nicht eine Katze, die nirgends sich wohler fühlt, als im Bannkreise des leuchtenden Helios? Warum nicht ein Lachs, der in diesen Tagen des Verschmachtens geruhig in den Fluthen des Rheins zwischen rebenumstandenen Ufern dahinschwimmt? . . . Ein Größerer vor mir, Robert Hamerling, hat Aehnliches gefragt:

„. . . warum ist der Mensch, der hohe Mensch,
Nicht auch geflügelt wie der ärmste Sperling?“

Ja, wenn ich geflügelt wäre! Ich flög' in den Wald, wo er am dichtesten ist, setzte mich an den Rand der rauschenden Quelle und ließe erst spät durch Hunger und Kälte mich wieder zurücktreiben in die bewohnte Stadt. So aber — ein Mensch, und darum bedauernswerth! — brüte ich vor meinem Schreibtische, Sirene „Tinte“ entläßt mich nicht aus ihren Umarmungen, und obwohl in ihren Liebesgärten nicht Hesperiden-, sondern Galläpfel wachsen, hält sie mich gefangen im Bereiche der Bücherei und des gewohnten Arbeitsplatzes. Sirene, wer deinen Zauber nicht verkostet, der kann ihn nicht begreifen! Wir, die dir angehören, sind deine Sklaven. Was gilt uns die bauchige, mit dem Silberkragen bekleidete Champagner-Bouteille, in der es goldig braust und aufsteigt, gegen das Fläschchen mit der Ueberschrift: „Echte Alizarintinte!“ Martin Luther hatte Recht, als er auf der Wartburg dem Teufel das Schreibfaß an den Schädel warf. Macht gegen Macht! Tinte gegen Teufel ...! Jene ist stärker, als diese, denn in dem „besonderen Safte“ wohnt alles Gegensätzlichste beisammen: Himmel und Hölle, Laster und Tugend, das Gute und das Schlechte, das Untermenschliche und das Uebermenschliche .... Ich Aermster fühle mich als dein Knecht, schwarz-grünliche Sirene, denn wärest du nicht, so säß' ich nicht hier innerhalb der mit Hitze durchtränkten vier Wände! Mit dem

Bleistifte wollt' ich mich abfinden; der müßte mit mir hinauf bis auf den First des Großglockners — du aber umklammerst mich und zwängst mich nieder in den breiten Lehnstuhl, der höhnische Grimassen schneidet, als wollte er sagen: „Etsch! Etsch! Du mußt zu Hause bleiben und möchtest in den Bergen sein."

Versengend brennt die Julisonne in mein Zimmer hinein. Jedes Stäubchen in der Luft zittert vor Hitze....

Jetzt schläft auch die Katze. Sie läßt sich's gut sein; hungrig ist sie gewiß nicht, denn wenn sie essen will, schweigt sie nicht still, sondern schreit: „Miau! Frau! Miau! Frau!" mit ihrer feinen Stimme so lange, bis der Haussegen kommt und ihr etwas Gutes bringt. Die Fliege hat aufgehört, zu summen, mir ist, als könnte ich mein eigenes Herz schlagen hören. Da dringt ein Seufzer an mein Ohr, ein Seufzer, tief und schwer, wie er nur der Brust eines Unglücklichen sich entringen kann. „Wahrscheinlich eine Sinnestäuschung," denke ich. Aber der Seufzer wiederholt sich, und da es einen Schriftsteller immer interessirt, wenn etwas in seiner Nähe eine zweite Auflage erlebt, wende ich mich um und suche nach dem Ursprunge des melancholischen Geräusches. Ein Seufzer entsteht nicht aus sich heraus. Es muß Jemand ihn geseufzt haben. Aber wer? Ich nicht. Ebensowenig der Schreibtisch und der Lehnstuhl. Auch das Sofa nicht, denn

von dort, wo es sich befindet, ist der Seufzer nicht gekommen. Vielleicht aus der Bibliothek! Sie stehen Alle am gewohnten Platze, die Großen und die Kleinen, Goethe olympisch-heiter, Schiller dithyrambisch-schwungvoll, Beaumarchais burschikos-verwegen, Voltaire schneidig-boshaft; die Hitze hat Keinen aus der Contenance gebracht, Schopenhauer verneint nach wie vor den Willen zum Leben, Leopardi huldigt entzückt der Verzweiflung, Anakreon liebt und trinkt, dem Sommer zum Trotze, Meyer's Conversations-Lexikon weiß Alles, kennt Alles, sagt Alles... Nichts hat sich verändert.

„Entschuldigen Sie, meine Herren und Damen," frage ich höflich, „hat Jemand von Ihnen geseufzt?" Heinrich Heine, der neben einem Roman von Fanny Lewald geschlafen hat, wacht auf, gibt mir eine saftig ungezogene Antwort, kehrt mir darauf wieder seinen Lederrücken zu und schläft von neuem ein. Die „Corinna" der Madame Staël aber meint: „Sie sollten nicht so indiscret sein, Damen zu stören, wenn sie im Negligé sind," und ich bemerke erst jetzt, daß sie wegen der großen Hitze den Einband abgelegt hat. Nun erhebt Goethe's „Götz von Berlichingen" seine kräftige Stimme und schreit mich an .... ich will lieber gar nicht zuhören, denn dieser Polterer nimmt sich selbst im Burgtheater nur ungern ein Blatt vor den

Mund. Ich frage meine Bücher überhaupt nicht weiter, denn sonst setzen sie mich vor die Thür, und ich mag mich nicht einmal von Classikern hinauswerfen lassen.

Da zieht abermals ein Seufzer aus der Stube. Er kommt aus dem Zimmer nebenan — die Thür steht offen — aus der Ecke, wo der Ofen postirt ist. Soll ich meinem Ohre trauen? Seit Jahren kenne ich diesen Ofen, aber niemals noch habe ich ihn seufzen gehört. Es ist ein schöner Ofen, voll Ausdruck und Charakter. Aus grünen, glasirten Kacheln besteht er, verziert mit allerlei Figuren und Schnörkeln; er tritt behäbig auf, nicht so windig und nichtssagend wie die alltäglichen weißen Oefen; er gehabt sich als Patricier, und vom Gesimse kann man es ihm ablesen, daß er zu den ältesten Ofen-Familien gehört. Er nimmt nicht wenig Raum für sich in Anspruch, aber dafür verbreitet er um sich eine Atmosphäre bürgerlicher Behaglichkeit, familiärer Wohligkeit. Da er kräftig genug ist, habe ich ihm etwas zu tragen gegeben: eine Bronzefigur, ein kniendes Mädchen, das mit der Rechten eine Kanne ausgießt, wahrscheinlich, um sich zu waschen. Genau kann man das nicht wissen. Diese Bronzefigur ist mein Stolz. Zwar gibt es großartigere Werke — ich selbst habe in Italien schönere gesehen — aber das sieht zusammen so stattlich aus: der grüne Kachelofen und darauf das Bronzemädchen mit der Kanne.

Also, wie gesagt, aus der Ecke kommt der neue Seufzer. „Jetzt möchte ich aber doch wissen,“ rufe ich ungeduldig, „wer das ist!“ — „Ereifern Sie sich nicht, ich habe geseufzt,“ antwortet mir klar und vernehmlich der Ofen. Ich hatte früher nicht gewußt, daß Oefen auch sprechen können; seither ist meine Achtung vor den Menschen sehr gesunken; denn was bedeuten diese in der Welt, wenn ihnen nicht einmal das Privilegium der Sprache gewahrt bleibt!“

„Ich habe geseufzt,“ fährt der Kachelofen fort, „weil ich unglücklich bin. Wenn ich eine Portion Eis hätte — ich kann nämlich Kälte nicht vertragen — würde ich mich umbringen.“

„Lieben Sie vielleicht ohne Gegenliebe? Freilich“ — eine Idee durchzuckte mich — „ich hab's. Das Bronzemädchen mit der Kanne hat es Ihnen angethan. Nun ja, das lange Zusammenleben, Gewohnheit, genaue Kenntniß Beider Tugenden . . . .“

„Ach, was Ihnen nicht einfällt! Ich bin nicht mehr in dem Alter, in welchem man liebt, und wenn ich noch einer Thorheit fähig wäre, so wüßte ich mir ein besseres Ideal als diese metallene Jungfrau mit dem ewigen Reinigungsproject.“

Das Bronzemädchen wirft ihm einen grimmigen Blick zu; er aber läßt sich dadurch nicht irre machen, sondern fährt ruhig fort: „Ich habe nur allzuviel

Grund zum Seufzen. Vorüber sind für mich die Tage des Glanzes, mein Reich ist zu Ende. Vor Allem fühle ich mich alt und schwach."

„Fehlt Ihnen etwas? Ich lasse einen Hafner holen, damit er Sie behandle; wenn Sie wollen, einen berühmten Specialisten für grüne Kachelöfen mit Figuren und Schnörkeln."

„Sie sind sehr gütig, aber es wäre schade um das Geld. Mir kann der Arzt nicht mehr helfen. Lassen Sie mich ruhig sterben und sorgen Sie seinerzeit gütigst dafür, daß ich anständig begraben werde."

„Schmerzt Sie etwas? Haben Sie sich vielleicht aus dem Kamin einen Rheumatismus zugezogen?"

„Nichts von alledem. Aber mich friert jämmerlich."

„O, Sie Glücklicher! Könnte ich das sagen!"

„Wir Oefen sind eben anders gebaut, als ihr Menschen. Ich fühle mich nur dann wohl, wenn es in meinen Eingeweiden prasselt und knistert und glüht, wenn die Flammen mir zu Kopfe steigen und meine Kacheln tüchtig warm werden. Wie lange ist es schon her, daß ich solch' angenehme Empfindung nicht gehabt! Ich weiß gar nicht mehr, wie einem Geheizten zu Muthe ist."

„Na, wenn Ihnen das Ihre Lebensfreude wiedergeben kann, so will ich Sie heizen lassen. Nur erlauben Sie, daß ich mich entferne."

Wieder ein tiefer Seufzer. Dann fährt mein Ofen fort: „Das würde mir nicht nützen; wir Kachelöfen sind gefühlvoll, und das physische Moment spielt deßhalb bei uns nicht die erste Rolle. Allerdings muß ich, um wohl zu sein, mit Holz und Kohle gefüttert werden; aber das allein macht es nicht. Sie vergessen, daß unsereins seine sittliche Mission hat. Sie vergessen, daß auch ein Ofen ehrgeizig sein kann. Bedenken Sie doch, welche Rolle spiele ich im Winter und welche im Sommer. Jetzt . . . das Wort schneidet mir tief in die innersten Kacheln . . . . jetzt bin ich — ein Vergessener. Darüber kränke ich mich zu Tode. Wenn Sie mich derzeit abtragen und in einen Winkel werfen lassen, so wird kein Mensch mich vermissen, Einer oder der Andere aber mir den Nachruf widmen: „Gott sei Dank, daß der lästige Geselle entfernt ist, er hat nur unnütz Raum eingenommen!“ Begreifen Sie, was es heißt, nach einer glänzenden Vergangenheit eine mesquine Gegenwart durchleben? Wenn ich mich an die Zeit erinnere, da ich täglich fünfzehn Stunden geheizt wurde und mich nun betrachte: kalt, abgethan, überflüssig, so kann ich mich in eine ehemals gefeierte Primadonna hineindenken, die ihre Stimme verloren hat. Wozu lebe ich, wozu bin ich auf der Welt? Das Bronzemädchen könnte anderswo stehen, als auf mir.“

„Lieber Ofen, Sie sind ein Schwarzscher.“

„Ich sehe ganz klar. Warum soll ich mich über meine Lage täuschen? Ein Stück böhmische Steinkohle und ein Buchenscheit aus dem Wienerwalde haben mir einmal Genaues darüber erzählt, wie ihr im Sommer gern im Freien lebt, Höhen ersteigt und im Schatten der Bäume zu ruhen liebt. Was ist euch da Hekuba? Was da ein armer Ofen? Auf den Bergen und in den Wäldern winken euch andere Reize, und ihr erinnert euch gar nicht daran, wie ihr ehemals den Ofen mit den Händen gestreichelt, ihn zu eurem Liebling, zu eurem Vertrauten erkoren habt. Undank, dein Name ist: Mensch. Gestern dein Liebling, heute ein Vergessener!“

Versengend brennt die Julisonne in mein Zimmer hinein. Jedes Stäubchen in der Luft zittert vor Hitze...

Mein Ofen seufzt und spricht weiter: „Wie stolz habe ich mich noch vor acht Monaten gefühlt! Wie war ich meines Werthes mir bewußt! Alles drängte sich zu mir, Alles wollte in meiner Nähe sein; man verhätschelte mich, man bekümmerte sich unaufhörlich um mich; Alt und Jung hatte fortwährend die Frage auf den Lippen, ob ich genügend mit Nahrung versehen sei, kurzum, ich kann es getrost sagen: ich war die Hauptperson im Hause. Niemand übertraf mich an Wichtigkeit. Schrieb Einer einen Brief, so sah er

erst nach mir, schürte ein bischen in meinem Innern und steckte mir, ehe er die Feder in die Hand nahm, rasch noch ein paar gute Bissen Holz in den Mund. Ging es zu einer Mahlzeit, so erhielt die Magd vorher den Auftrag: „Sorgen Sie dafür, daß der Ofen recht warm sei.“ Sollte ein Buch vorgelesen werden, so versicherte man sich meiner Stimmung. Wie reizend war einmal ein Abend, als Einer den „Spaziergang“ von Schiller declamirte und mir dabei so recht, recht warm um's Herze war, und die Leute im Zimmer sich darob freuten, daß die Sonne Homer's auch ihnen lächle ... Nun ist das Alles vorüber, vorbei, ein zerronnener Traum.“

„Sie haben doch schon viele Sommer durchgemacht und wissen darum, daß Ihre Zeit, der Winter, immer wieder kommt.“

„Diesmal habe ich den Glauben an solche Wiederkehr verloren, denn ich fühle mich zu Tode krank, und mir ist, als solle dieser Sommer ewig, ewig dauern.“

„Beruhigen Sie sich, er wird vergehen .... Das ist ja das Aufrichtende oder das Niederschmetternde — wie Sie wollen! — daß die Natur gleichmäßig fort ihren Gang geht, alle Wünsche von Menschen und Kachelöfen nicht beachtend. Sie und mich, uns Beide, zermalmt sie. Heute steigen wir noch auf Berge, morgen verwehrt es uns der Frost, der Schnee, das

Eis . . . Heute trauern Sie, weil Sie sich ein überflüssiges Stück Hausrath denken, morgen sind Sie das Centrum des häuslichen Lebens, heute ein Vergessener, morgen ein Idol."

„Glauben Sie, daß wirklich wieder ein Winter für mich kommt?"

„Schneller, als mir lieb ist."

„Und diese schreckliche Sommerszeit wird enden?"

„Rasch, wie die Rose verblüht."

Der Ofen wird warm vor freudiger Hoffnung. Mich fröstelt es . . . Aber das dauert bei uns Beiden nicht an. Der Augenblick, der immer Recht behält, erlangt die Oberhand. Mein Kachelofen friert wieder und steht wieder als ein Vergessener da. „Brr!" macht er und stößt einen Seufzer aus.

Versengend brennt die Julisonne in mein Zimmer hinein. Jedes Stäubchen in der Luft zittert vor Hitze...

Er will sich umbringen.

Neulich habe ich ihn wieder gesehen, den kugel-
runden, rothbackigen, etwas mühsam athmenden
Hieronymus Brösel. Und wieder fühlte ich mich
wohlig angeheimelt bei seinem Anblicke; mir war, als
müßte ich angesichts dieses Menschen selber dick werden.
Es gibt Leute, deren bloße Erscheinung auf Einen
wirkt, wie eine Melodie: traurig oder lustig, wie ein
Todtenmarsch oder wie ein Walzer. Gewisse hagere,
blasse Menschen mit schlotterndem Gange erinnern uns
an die Flüchtigkeit alles Irdischen. So oft wir sie
verlassen, ist uns, als müßten wir ihnen aus Höflichkeit
sagen: „Ich wünsche Ihnen ein recht angenehmes Grab,"
oder „Sterben Sie wohl." Dagegen die Anderen, die
Feisten, die Schmunzelnden, die „wohlbeleibte" Gattung,
die Shakespeare's Cäsar — der Schlaue — um sich
zu haben wünscht! Nicht, als ob Cäsar immer damit
Recht hätte, daß die hageren Menschen „viel denken."
Nein, es gibt Hagerkeits-Virtuosen, wandelnde Skelette,

die sich mit Denken niemals abgeben. Aber die Wohlbeleibten verbreiten um sich eine Atmosphäre der Behaglichkeit, ein Wohlgefallen am irdischen Genuße, eine naive Freude an des Lebens Gaben. Wenn ich Hieronymus Brösel sehe, so denke ich an gute, nahrhafte Speisen, an junge Enten und frische Forellen, an echte Schildkrötsuppe und rosig zarten Hummer, an Pilsener Bier, so blond und liebenswürdig, wie eine germanische Jungfrau. Seine Gestalt bedeutet für mich eine ganze Symphonie von Speisen und Getränken. Als ich einmal in seiner Gesellschaft ein bekanntes Praterwirthshaus besuchte, grüßten ihn die Stammgäste mit unverkennbarer Ehrfurcht, ja einige der jüngeren erhoben sich vor ihm respectvoll von ihren Sitzen . . . sie wußten wohl: warum? Dann hantirte er mit dem Glase, und eine heilige Scheu ergriff mich. Nie zuvor sah ich ähnlich große Quantitäten einer Flüssigkeit hinter die Cravate eines Sterblichen verschwinden, und ich werde es nimmer und nimmer sehen, wenn mich das Schicksal nicht wieder mit Brösel zusammenführt. Auf solche Begegnung darf ich vorderhand nicht rechnen, denn Brösel ist mir gram. Er zürnt mir, weil ich ihn in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, weil ich Zweifel ausgedrückt habe — Zweifel an seinem Schmerz, an seinem Lebensüberdruße. Heute sehe ich nachträglich ein, wie unrecht ich damals gehandelt. Aber es ist zu

spät; Brösel's Gunst ist mir verscherzt, und keine Ewigkeit bringt sie zurück. Brösel ist einer der unglücklichsten Menschen der Welt. Ein geheimer Kummer nagt an seinem Herzen, das Leben ist ihm zur Last, er stellt nicht selten, wie Hamlet, sich die Frage: „Sein oder Nichtsein?“ Unbedachterweise wollte ich an seine düstere Stimmung nicht glauben. Als wir eines Abends bei einem herrlichen Tropfen beisammensaßen, seufzte er schwer und tief. „Was haben Sie?“ frug ich ihn. — — „Ach, mit mir geht es zu Ende.“ — „Sind Sie krank?“ — „Gesund wie ein Fisch im Wasser. Aber ich mag nicht länger leben. Ich habe dieses schmale Dasein satt, meine Freunde müssen darauf gefaßt sein, daß ich eines Tages diese Last von mir schüttle.“ — „Sie machen aber gar nicht den Eindruck eines Selbstmord-Candidaten.“ — „Das ist es ja, was mich am meisten kränkt. Ich sehe immer blühender aus und werde immer dicker, aber innerlich, innerlich magere ich ab, Sie wären entsetzt, wenn Sie mich innerlich sehen könnten. Dabei muß ich noch Complimente über mein brillantes Aussehen anhören, mich beneiden lassen, und wenn ich meines Lebensüberdrußes erwähne, lachen die Leute.“ Darauf konnte ich auch nicht anders als lachen; denn eher vermöchte ich mir einen Mops mit einer Tenorstimme, als den Lebensüberdruß Brösel's vorzustellen. Mein Gelächter verletzte ihn tief. Er erhob

sich schweigend und würdevoll, trank sein Glas bis auf den letzten Tropfen aus und sagte nichts als: „Ich gehe in ein anderes Wirthshaus." Sprach's, grüßte nicht, stellte mich auch gar nicht zur Rede wegen unziemlichen Benehmens und entfernte sich würdevoll und langsam .... Niemand will an seinen Schmerz glauben und darum drückt dieser ihn doppelt. Es ergeht ihm, wie es einem meiner Bekannten — er ist vor Kurzem gestorben — erging. Der hatte durch glückliche Speculationen ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben, lebte mit aller Eleganz und Bequemlichkeit, war in allen Kleinigkeiten der Existenz ein vollkommener Sybarit geworden, führte eine tadellose Küche, trank die besten Weine, hatte eine tiefwurzelnde Liebe für Tafelfreuden, schwärmte für die theuersten und feinsten Cigarren, trug die elegantesten Kleider, kaufte kostbare Gemälde, kurz, er versagte sich nichts, was man mittelst Reichthumes sich verschaffen kann. Bei dem Dampfe seiner exquisiten Havanna-Cigarren pflegte er mir schwermüthig zu sagen: „Was taugt das Alles! Geld macht nicht glücklich. Ich versichere Ihnen, ich gäbe mein Geld ohne Bedenken hin, wenn ich arm, aber als Poet, als Künstler leben könnte. Der Reichthum ist eine unangenehme Sache. Die Welt betrachtet Einen immer nur als Geldmenschen, sie möchte Leuten, wie mir, jede bessere Regung ver-

bieten. Wie glücklich seid ihr Unbemittelten! Ihr dürft dem Zuge eures Herzens folgen, bei euch weilen die Musen, indessen wir nur mit den unerquicklichsten Seiten des Lebens zu thun haben. O, über den Schacher und die Gewinnsucht!“ Diese Entrüstung hinderte ihn nicht, an der Börse sehr geschickt zu operiren, und er wich immer mit allerlei Kniffen aus, wenn ich ihm sagte, das Glück der Mittellosigkeit könne er sich sehr leicht verschaffen, er brauche nur sein Geld zu verschenken, und dann anstatt in seinen Salons über die Chancen der Creditactien nachzudenken, in einer schlecht möblirten Dachstube Sonette zu machen und sich auch in schwierigeren Versgattungen zu versuchen. Besonders angelegentlich empfahl ich ihm die Sapphische Strophe; er aber blieb bei „Credit,“ und bei seinem Tode hinterließ er keine ungedruckten Manuscripte, dafür jedoch eine halbe Million Gulden. Seinen Erben war das lieber.

Wie dieser Schwärmer sich in der Theorie für Armuth, verbunden mit tadellosen Versfüßen, begeisterte, in der Praxis aber den ihm so unerträglichen Reichthum mit Austern und Chablis vorzog, so ist Hieronymus Brösel einer der enragirtesten Anhänger des Selbstmordes im Princip, wird aber in Wirklichkeit, wie ich vermuthe, eines Tages an den Folgen einer Indigestion sterben. Trotzdem war es meinem

verstorbenen halben Millionär heiliger Ernst mit der Verehrung für dichtende Armuth, und Brösel ist es nicht minder Ernst, wenn er erklärt, jeder Mensch von einigem Talent zum Nachdenken müsse früher oder später sich selbst das Leben nehmen. Ich bereue es tief, seinerzeit über Brösel gelacht zu haben. Vielleicht versöhnt ihn dieses öffentliche Bekenntniß . . . Unzweifelhaft ist er einer der unglücklichsten Menschen, die jemals gelebt haben. Daß man dieses Unglück seiner Gestalt nicht ansieht, ist eine Bosheit des Zufalls. Er möchte am liebsten dürr und bleich sein zum Erschrecken, denn man würde dann aufhören, sich über seine Zerrüttung lustig zu machen, man würde ernst bleiben, so oft er sein Schlagwort vorbringt: „Ich mache nächstens dem ganzen Jammer ein Ende. Eine Kugel vor den Kopf, und Alles ist vorüber."

Brösel zählt derzeit etwa sechszig Jahre, und er hat alle Aussicht, achtzig zu erreichen, wenn ihm kein Dachziegel auf den Kopf fällt oder er nicht doch einmal zu viel Gansleber ißt. Seit etwa fünfzig Jahren drückt er die Absicht aus, einen Selbstmord zu begehen, aber — wie man sieht — er läßt sich mit der Ausführung Zeit. Brösel ist ein geborner Selbstmörder. Schon mit zehn Jahren, als er es zu mühsam fand, das Passivum zu conjugiren: „Amor, amaris, amatur" u. s. w., schlich er sich eines Tages aus der elterlichen Wohnung

fort und blieb einige Stunden unsichtbar; man ging auf die Suche nach ihm aus, endlich fand der Vater ihn an den Ufern der Donau, verzweifelt auf die Wellen blickend. „Er will sich umbringen," murmelte der Vater entsetzt, stürzte sich auf Brösel jun., führte ihn nach Hause und versicherte Hieronymus, er brauche keine lateinischen Zeitwörter mehr zu conjugiren, aber sein Leben solle er schonen, sein theures Leben. Hieronymus nahm das Anerbieten des Vaters dankend an, lernte seither nichts mehr, ist aber von dem projectirten Selbstmorde noch immer nicht abgekommen. Mit der Aeußerung des Vaters: „Er will sich umbringen" war das Schlagwort gegeben für alle Zeit. Es liegt seither in der Luft, man spricht von Brösel nur mit Beifügung dieses Satzes.

Bei jeder Gelegenheit fürchtet man, Hieronymus werde endlich doch Ernst machen, und seine Umgebung sucht ihn mit allen Mitteln zur Schonung seines kostbaren Lebens zu bewegen. Hieronymus hat sich mit Literatur im Allgemeinen wenig abgegeben. Dagegen besitzt er eine Sammlung von Büchern, die über den Selbstmord handeln; er hat sie alle gelesen; und da er aus der Mehrzahl die Ueberzeugung geschöpft, der Selbstmord sei berechtigt, ist es umsomehr zu bewundern und anzuerkennen, daß er bisher keinen ausgeübt. In seinem Hause pflegt er nach dem Mittagessen — er

ißt ziemlich viel und braucht darum nach Tisch ein Stündchen Ruhe — sich auf eine Causeuse zu legen, eine Pfeife anzuzünden und in einem gediegenen Werke über den Selbstmord zu lesen. Seine Frau und seine Töchter gehen auf den Fußspitzen durch das Zimmer. Sie wollen ihn nicht stören. Aber ängstlich, fragend blicken sie auf den großen Lebensverächter, um zu erspähen, welche Wirkung die Lectüre auf ihn hervorbringe. Es könnte doch sein, daß die Fachliteratur ihn einmal auf die Idee brächte, sich praktisch aus dieser Welt hinauszubefördern. Aber die Guten sind grundlos besorgt. Brösel schläft nach einer Viertelstunde Lectüre ein, das geöffnete Buch fällt zu Boden, und Hieronymus wird erst zum Nachmittagskaffee geweckt, den er dann mit allem Eßbaren, was drum und dran hängt, erneuten Appetits genießt. Seine Familie lebt in steter Angst, denn sie weiß nicht, was der kommende Tag bringt. Gibt es im Hause einen Zank, so nimmt Brösel Hut und Ueberrock, steckt ostensibel einige Visitkarten zu sich, legt Uhr und Kette ab, wirft auf alle Anwesenden einen thränenumflorten Blick und schreitet langsam, nachdenklich zur Thür. Darauf flüstert irgend ein Familienmitglied entsetzt: „Er will sich umbringen;“ Alles umringt ihn, schmeichelt ihn, hält ihn zurück, beschwichtigt ihn, und schließlich gibt er dem allgemeinen Verlangen nach, sagt allerdings halblaut vor sich hin:

„Man hätte mich nicht hindern sollen,“ setzt sich aber in seinen Schaukelstuhl und läßt sich eine kleine Erfrischung reichen, am liebsten etwas kaltes Geflügel. Das verdaut sich leicht.

Brösel erklärt alle Menschen, welche am Leben halten und nicht den Muth haben, des Daseins Last von sich zu werfen, für feige Schwächlinge. Er bereitet eine Schrift vor: „Der Selbstmörder in der Westentasche,“ die er gratis vertheilen lassen wird, um Propaganda zu machen. Vorderhand ist er über die erste Seite nicht hinausgekommen. Er arbeitet langsam und empfindet zu sehr die Wichtigkeit des Stoffes, um ihn übereilt abzuthun. Indessen, so lange seine Schrift nicht erschienen ist, sucht er mündlich zu wirken. Seinen Freunden und Bekannten empfiehlt er mit aller Beredtsamkeit die verschiedenen Gattungen von Selbstmord, je nach Stand und Alter der betreffenden Personen. Mit besonderer Wärme tritt er für das Cyankali ein, dessen rasche und sichere Wirkung er nicht genug rühmen kann. Gründe zum Selbstmorde findet er bei Jedermann. Er nimmt sich der Bedrängten mit inniger Theilnahme an. „Wenn mir,“ sagt er einem Witwer, „meine Frau stürbe, ich würde mich sofort aufhenken. An Ihrer Stelle wäre ich schon längst todt.“ Für einen vom Unglück verfolgten Kaufmann hat er die warm empfundenen Worte: „Sie sollten sich vergiften, lieber

Freund. Im Vergleiche mit Ihnen habe ich mich eigentlich über gar nichts zu beklagen, und doch werde ich mich nächstens umbringen.“ Er imponirt den Leuten mit den Beispielen hervorragender Selbstmörder. Bei der Bibel beginnt er mit Samson, Eleazar, Abimelech, Hirkan, Saul, geht dann über zu Sokrates, Hegesipp, Antipater, Kleanthes, Cato, Censorius, Demosthenes und zählt Namen auf bis zu Heinrich v. Kleist und Gérard de Nerval. Es sei eigentlich eine Schande, docirt er, sich nicht umzubringen. Als Lectüre empfiehlt er Schopenhauer's gesammelte Werke, die Gedichte von Giacomo Leopardi und Hieronymus Lorm, und seit einiger Zeit befürwortet er die Gründung eines „Vereines zur Verachtung des menschlichen Lebens;“ in den von ihm entworfenen Statuten heißt es unter Anderem, der Präsident des Vereines habe bei festlichen Gelegenheiten Uniform zu tragen: rothen Frack, weiße Hose mit Goldborden, Zweispitz mit einem Federbusch. Präsident könne natürlich nur ein Mann werden, dessen Lebensverachtung sich bereits genügend bewährt hat.

Man müßte ein ganzes Buch schreiben, um zu verfolgen, wie Brösel mit eiserner Consequenz seinen Nimbus als Selbstmord-Candidat zu erhalten wußte. Seitdem er der Verpflichtung des Conjugirens enthoben worden, weil sein Vater seine unheimlichen Pläne errathen, ließ er die letzteren durchblicken, so oft er etwas

Unangenehmes von sich abschütteln wollte. Seine Geschwister überließen ihm beträchtliche Theile ihres Vermögens, damit er sich nicht umbringe. Eine vornehme Familie gab ihm die einzige Tochter zur Frau, weil er bestimmt erklärte, er werde sich sonst ein Leid anthun. Was er wollte, erreichte er — Niemand wollte die Schuld auf sich laden, ihn in den Tod getrieben zu haben. Dabei that er selten directe Aeußerungen über seine Absichten. Er zog es vor, durch Blicke und Zeichen die letzteren zu verrathen. An jedem Ufer blieb er stehen und sah sinnend in das Wasser. „Wie müßte sich's da drinnen ruhen!“ stand in seinen Augen geschrieben. Er trat an kein Fenster, ohne schaudernd auf das Straßenpflaster zu blicken. Er hätte sich nicht anders geberden können, wenn er die Absicht gehabt hätte, sich im nächsten Moment hinabzustürzen. Er spielte mit jedem Messer so eigenthümlich, so unheimlich, griff sich hiebei an den Hemdkragen — die Zuseher überlief es eiskalt, sie waren darauf gefaßt, Zeugen eines gräßlichen Schauspieles zu sein. Schenkte man ihm keine Beachtung, so stellte er seine kleinen Manöver ein und vergaß für eine Stunde, daß er nicht mehr lange zu leben habe. Er verzweifelt darüber, daß bei alledem sein Aussehen immer blühender wird. Zu seinem Entsetzen strahlt sein Antlitz höchstes Wohlbefinden, während er bitter ausruft: „Was ist das

menschliche Leben!“ In diesem Falle trügt der Schein, denn Brösel ist entschlossen, endlich einmal doch Hand an sich zu legen. Zur Vorsicht habe ich ihm hier schon seinen Nekrolog geschrieben. Es fehlt also nichts mehr, als daß er sich umbringe ... Oder sollte Hieronymus — dieser eingefleischte Selbstmord-Enthusiast — einmal eines natürlichen Todes sterben? Sollte er selber keinen Beitrag liefern zur Selbstmord-Statistik, die er seit Jahren mit so viel Eifer studirt? Er kennt alle Winkelchen dieser Statistik. Er weiß genau, welchen Einfluß die Jahreszeiten auf die freiwilligen Lebensdimensionen üben. Im Monat Juni, dem Monate der meisten Selbstmorde, geht er besonders düster durch die Welt. Da blickt er starr zur Erde, drückt Einem vielsagend die Rechte, hält sich mit Vorliebe an einsamen Orten auf und seufzt hie und da: „Das ist der richtige Monat für Unsereins.“ Die Temperatur wird immer unerträglicher; endlich läßt ihn die Julihitze nicht mehr ruhen, er eilt zur Eisenbahn und reist nach Gmunden, wo er eine Villa mit schattigem Garten besitzt. Wer ihn zum Bahnhofe fahren sieht, düsteren Blickes, verstörten Antlitzes, grübelnd und sinnend, der grüßt ihn wie zum letzten Lebewohl und denkt, mitleidig bewegt: „Er will sich umbringen.“

Dichterbriefe.

(Zum erstenmale mitgetheilt.)

Unstreitig liegt ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Lebens und Wirkens unserer großen Dichter in ihrem Briefwechsel, und ob man auch über die Veröffentlichung von Goethe's „Waschzetteln“ lächeln mag, es ist ein eigener Reiz darin, die Heroen der Literatur im intimen schriftlichen Verkehr mit Freunden und anderen Genossen zu sehen. Das vorige Jahrhundert war das Jahrhundert des Briefschreibens. Damals, als es weder Telegramme noch Correspondenzkarten gab, nahm man sich noch die Mühe, Gedanken und Stimmungen seitenlang auseinanderzusetzen, einander über äußere Ereignisse und innere Empfindungen genau zu unterrichten, und man setzte sogar einen Stolz darein, einen guten Briefstyl zu schreiben und den Empfänger zu einer ebenfalls formvollendeten Aeußerung zu veranlassen. Sogar Männer, die, mit der Feder in der Hand, ein großes Tagewerk

vor der Oeffentlichkeit vollbracht, fanden Lust und Muße, auch im Privatverkehre ihr Geisteswappen zu zeigen. Goethe's Briefe, so weit sie bis jetzt veröffentlicht sind, stehen an Zahl seinen für das Lesepublicum bestimmten Schriften fast gleich. Der Weimaraner Jupiter hatte einen solchen Ueberschuß an intellectueller Kraft, daß er in seinen Schriften sich nicht gänzlich ausgeben konnte und des mächtigen Briefwechsels als Ventil bedurfte.

Wir haben heute keinen Goethe, und auch der Brief-Enthusiasmus aus der Goethe'schen Zeit ist vorüber. Aber wir besitzen nachgeborne Talente, und auch die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts haben das Briefschreiben nicht gänzlich verlernt.

Ein Zufall hat mich in den Besitz einer Reihe von Briefen gesetzt, die theils von modernen Poeten herrühren, theils an solche gerichtet sind. Ich veröffentliche nachstehend einige derselben, um eine Art Ehrenrettung der zeitgenössischen Dichter zu versuchen. Der Leser soll erfahren, daß auch die Musensöhne unserer Tage im stillen Kämmerlein durch Briefwechsel mit Gleichgesinnten in sich und in ihnen das ewig schöne Feuer der Begeisterung zu nähren und zu erhalten suchen. Der Leser soll nicht fürderhin dem Vorurtheile huldigen, als empfände der Dichter von heutzutage nicht ebenso wie irgend einer seiner großen

Vorgänger das Bedürfniß, sich auch privatim auszusprechen und noch Anderes zu Papier zu bringen, als was sein Beruf ihm auferlegt.

* *
*

I.

Leopold Macher an den Herausgeber der Wochenschrift: „Die Zeit."

Sehr geehrter Herr! Ich erlaube mir, Sie ergebenst um freundliche Aufnahme der nachfolgenden Notiz zu bitten. Zu allen Gegendiensten bereit, L. M.

„Der vortreffliche Leopold Macher, den wir mit aller Unbefangenheit als den ersten unter den lebenden deutschen Schriftstellern bezeichnen müssen und dessen Prosa direct an diejenige von Goethe anknüpft, dieser erhabene Geist, dessen Kundgebungen zu den herrlichsten Blüthen der modernen Cultur gehören, Leopold Macher steht im Begriffe, einen Roman unter dem Titel: „Der Floh im Pelz" zu veröffentlichen. Wir haben mit Erlaubniß des Autors einen Blick in sein Manuscript geworfen und müssen ihm hiefür öffentlich unseren Dank aussprechen. Die Handlung des neuen Romanes erhält den Leser in athemloser, unausgesetzter Spannung, und eine Fülle von psychologischen Feinheiten gibt dem Werke einen dauernden ästhetischen Werth. Das Schicksal des unglücklichen Helden erfüllt

uns mit tiefster Sympathie, und wenn wir das Buch aus der Hand legen, fühlen wir das lebhafteste Bedauern, am Ende eines so großen Genußes angelangt zu sein. Sobald das in seiner Art einzige Werk dem Buchhandel übergeben sein wird, werden wir nicht verfehlen, ausführlich auf dasselbe zurückzukommen und die Schönheiten der Dichtung zu würdigen. Vorderhand haben wir es für unsere Pflicht gehalten, schon vor dem Erscheinen auf die Publication eines Buches aufmerksam zu machen, das in der That geeignet ist, Epoche zu machen in der modernen Literatur. Wir wissen, daß wir mit dieser Indiscretion dem nur allzu bescheidenen Autor nichts Angenehmes bereiten, aber der Wahrheit die Ehre, auf die Gefahr hin, einen der liebenswürdigsten Dichter unserer Zeit zu erzürnen!"

II.

Der Lyriker Emanuel Veilchenduft an Herrn N. Löwy in Wien.

Kaufen Sie mir an der Vorbörse 25 Credit, denn bis zur Mittagsbörse können sie schon gestiegen sein. Trachten Sie, sie mit 338.50 zu bekommen. Wenn Sie zu 338 ankommen, ist es noch besser. Aber ich bitte, machen Sie es nicht wieder so wie vorige Woche. Dadurch, daß Sie den Vormittag verstreichen ließen, mußte ich Anglo mit 142 kaufen, während,

wie ich bestimmt weiß, einer meiner Collegen sie mit 141.75 bekam. Was halten Sie von Tramway? Wenn Sie glauben, daß sie morgen steigen, so kaufen Sie. Sehr lieb wäre es mir, wenn Sie mich um 5 Uhr Nachmittags im Café Griensteidel im letzten Zimmer, wo die Hofschauspieler sitzen, aufsuchen würden. Ein befreundeter Bank-Director, bei dem ich gestern Abends meine „Sonette eines Troubadours“ mit großem Erfolge vorgelesen, wird mir im Laufe des Tages Informationen geben, die wir verwerthen können. Es scheint, daß Elbethal und Prag-Duxer colossal steigen werden. Dagegen dürften Böhmische Union fallen. Ich weiß aber noch nichts Sicheres, halten Sie daher reinen Mund. Ich erwarte Sie sicher um 5 Uhr. Sollte ich mich durch Dichten etwas verspäten, so erwarten Sie mich, bis ich komme.

III.

Hans Stein an den Verlags-Buchhändler Fritz Deckel in Leipzig.

Geehrter Herr! Indem ich Ihnen anbei ein unterschriebenes Exemplar unseres neuen Vertrages übersende, kann ich nicht umhin, Ihnen im voraus zu sagen, daß ich mich mit meinem nächsten Werke an einen anderen Verleger werde wenden müssen. Sie vergessen immer, daß ich von meiner Feder lebe und daß das Leben ein Kampf ist. Schottlaender in Breslau

hat mir per Bogen um 20 Mark mehr geboten, als Sie, und ich kann bei ihm so viel Bogen schreiben, als ich will. Mein neues Buch, das ich für Sie auf zwei Bände beschränken mußte, hätte bei Schottlaender mindestens fünf gehabt. Ich schlage den Unterschied gering mit dreitausend Mark an. Wenn Sie ein Einsehen haben, so werden Sie mir wenigstens die Hälfte meines Schadens ersetzen, und wenn nicht die Hälfte, so doch wenigstens ein Viertel. Wenn Sie wollen, gleiche ich mich mit 500 Mark aus. Dabei bin ich aber, Sie dürfen es glauben, sittlich entrüstet. Sie haben zwei Autoren, die ich Ihnen nennen könnte, per Bogen um 10 Mark mehr bezahlt, als mir, und Sie vergessen immer, daß ich von meiner Feder lebe und daß das Leben ein Kampf ist. Ich will nicht feilschen, aber mir liegt an meiner moralischen Werthschätzung, und deshalb muß ich Ihnen sagen, es ist äußerst demüthigend für mich, daß Sie in Ihrem Wochenblatte Hans Hopfen's Porträt schon gebracht haben und das meine noch nicht. Aus Vorsicht lege ich meine Photographie bei. Sie ist durchaus nicht geschmeichelt. Die Biographie werde ich durch Jemanden besorgen lassen, der meinen Lebenslauf von Anfang an sehr genau kennt. Uebrigens will Brockhaus mir dieselben Bedingungen geben wie Schottlaender, und Sie würden staunen, wenn ich Ihnen die Offerte von

Göschen in Stuttgart einsendete. Zum Schluße bitte ich Sie noch ergebenst, mir 100 Freiexemplare meines Buches frankirt zu schicken.

IV.

Heinrich Norden, Verfasser der „Gesänge eines Idealisten“ an ***.

Lieber Freund! Der Vorschlag gefällt mir. 100.000 fl. sind zwar nicht gar zu viel, aber doch etwas. Daß Sie mir die Photographie eingeschickt haben, war überflüssig. Wie sie aussieht, ist mir gleichgiltig. Was kaufe ich mir für die Schönheit? Reden Sie mit dem Alten, vielleicht gibt er noch etwas zu. Ihre fünf Percent sind Ihnen sicher.

V.

Friedrich Klang an Hermann Drang.

Theurer Freund! Ich habe Deinen letzten Brief so lange nicht beantwortet, weil ich durch den geringen Erfolg meiner Gedichte-Sammlung „Schatten einer Sonne“ tief verstimmt bin. Glaube nicht, daß meine Schaffenslust sich vermindert hat. Meine Zeit wird noch kommen, und wenn nicht die Mitwelt, so wird die Nachwelt mich zu würdigen wissen und mir bezahlen, was jene schuldig geblieben. Mein Glaube an mich selbst ist der gleiche geblieben, aber es kann Einen nicht unberührt lassen, wenn man mit ansieht, wie ein verblendetes Publikum das Werthlose vergöttert

und dem eigentlich Guten kein Verständniß entgegenbringt. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß wir Zwei derzeit die größten Poeten Deutschlands sind. Ich glaube sogar, daß Du noch größer bist, als ich. Schau aber um Dich und betrachte, was auf dem Gebiete deutscher Dichtkunst den Beifall der Nation erringt. Geibel, Bodenstedt, Lingg, Hamerling, Schund, nichts als Schund! Und erst die Neuesten: Griesebach, Wolf, Baumbach, ich habe für sie Alle nur ein Lächeln des Hohnes. Ohne Selbstüberhebung darf ich es sagen: Meine „Lieder des Abu Jussuf aus Bagdad“ stehen neben den weitüberschätzten „Liedern des Mirza Schaffy“ wie eine Pyramide neben einer Lehmhütte. Ich weiß ihnen nichts an die Seite zu stellen, als Dein Epos: „Ahasver in Brünn.“ Mirza Schaffy ist über die hundertste Auflage hinaus. Und doch, ich mag in diesem Buche aufschlagen welche Seite immer, ich finde nur Grund, mein eigenes Talent erst recht schätzen zu lernen. Mirza Schaffy spricht selbst von dem Schwung und der Gluth seiner Lieder, und im Eigenlob geht er so weit, zu singen:

„O, Mirza Schaffy! wie lieblich
Duftet's aus den Versen her!
Denn so schön wie deine Lieder,
Kann ein And'rer keine singen!“

Das sollte Unsereins sich unterstehen! Man wäre im Stande, ihn eitel zu nennen. Lass' mich, geliebter

Bruder in Apoll, bald von Dir hören. Du bist der Einzige, der mich versteht! Auf Deine freundlichen Anfragen diene Dir zur Antwort, daß wir uns Alle recht wohl befinden, namentlich meine Frau, der ich zu Ihrem letzten Geburtstage eine neue Ode geschenkt habe. Mein ältester Sohn declamirt schon Gedichte von mir, und so sind wir Alle recht zufrieden und glücklich. Indem ich Dir zum Jahreswechsel wohl zu dichten wünsche 2c.

VI.

Hermann Drang an Friedrich Klang.

Freund! Bruder! Kamerad! Du bist der Einzige, der mich versteht. Du hast mir aus der Seele gesprochen, meinen Empfindungen Worte geliehen, meinen Gedanken Ausdruck gegeben. Wie sage ich doch so schön in meinem Gedichte „An die Lust."

„Lust, du schöner Gottesfunken:
Tochter aus dem Heiligthum,
Wir betreten wie betrunken,
Hehre, dein Elysium."

A propos, dieses wunderbare Gedicht wird von Gotschall als ein Plagiat an Schiller bezeichnet. Kann man nach einem solchen Angriffe noch irgend welchen Respect vor der Kritik haben? Ich lese schon lange keine Kritiken und überhaupt keine Zeitungen. Aber eine öffentliche Anerkennung, wie sie mir neulich im „Lüneburger Anzeiger" zu Theil wurde, thut einem

deutschen Dichterherzen doch wohl. Ich ein Plagiator an Schiller! Als ob an Schiller etwas zu plagiiren wäre. Als ob ein ursprünglicher Poet, wie ich, die Werke Anderer zu lesen brauchte! Wenn ich Bücher haben will, so schreibe ich mir sie selbst. Du wirst mir zugeben, daß Schiller längst überwunden ist. Erst in den letzten Tagen habe ich seinen „Spaziergang“ wieder gelesen und mich darüber halb todt gelacht. „Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel.“ Schiller hat nie einen Berg gehabt, einen Berg grüßt man nicht, ein Gipfel strahlt nicht — ich will lieber gar nicht davon reden, denn Du kennst ja so gut, wie ich, die Blößen unserer gefeierten Classiker. Meine Frau grüßt Euch Alle bestens. Sie ist aber vorderhand über den ersten Act meines neuen Lustspieles so entzückt, daß sie nicht schreiben kann.

Post scriptum. Hast Du die „Neuen Spielmannslieder“ von Baumbach bekommen? Und Bodenstedt's „Aus Morgen- und Abendland?“ Schade um das Papier und die Druckerschwärze!

VII.

Der Dramatiker Harberg an Frau Charlotte Wolter.

Gnädigste Frau Gräfin! Ich wage es, Ihnen meine fünfactige Tragödie: „Die Tochter des Holofernes“ zu übersenden. Schenken Sie dem Werke gütigst Ihre

Aufmerksamkeit. Ich habe es schon vor Jahren vollendet und mehreren seither verstorbenen Fachmännern vorgelesen. Mit besonderem Nachdruck berufe ich mich auf das günstige Urtheil von Heinrich Anschütz und Ludwig Löwe, sowie auf die lobenden Aeußerungen des dahingegangenen Freiherrn v. Dingelstedt, der das Stück kurz vor seinem Tode kennen gelernt hat. Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht enthält das Stück eine glänzende Rolle für Sie, erhabene Meisterin. Wenn Sie das Stück unter Ihren Schutz nehmen, so ist mein Glück gemacht. Sie sind dann um eine effectvolle Rolle reicher und ich habe endlich Gelegenheit gefunden, mich dem Publikum bekannt zu machen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich zu jeder von Ihnen gewünschten Aenderung bereit bin. Wenn Sie es befehlen, so ändere ich Zeit und Ort der Handlung, füge neue Figuren hinein und streiche die alten, sogar die Tochter des Holofernes selbst, und ändere auch den Gang der Action und den Titel.

VIII.

Max Ritter v. Gleichenberg an den Kritiker eines Wiener Blattes.

Lieber Doctor! Sie erhalten gleichzeitig mit diesen Zeilen ein Paket, enthaltend Exemplare meines Romanes: „Fremde Federn.“ Ich bitte Sie, denselben in freundlicher Weise zu besprechen. Glauben Sie aber

ja nicht, daß mir daran liegt, gelobt zu werden. Ich hätte es gar nicht nöthig, zu schreiben, denn mein Onkel, der keine Kinder hat, gibt mir mehr Geld, als ich brauche. Vielleicht bringen Sie gefälligst auch die Mittheilung, daß ich an einem historischen Trauerspiele arbeite. Aber es liegt mir nichts daran. Ich lebe nicht davon und schreibe alle meine Bücher nur zu m e i n e m Vergnügen. Freilich, die Verleger sind theuer!

Im Reiche der Musen.

Wer einer künstlerischen Production — namentlich einer solchen höherer Gattung — beiwohnt, sollte eigentlich nur für diese Production Ohr und Auge haben, nicht aber für das Publikum ringsum. Spielen sich die erschütternden Schicksale des alten Lear ab, so sollte es uns gleichgiltig sein, wer die blendend schöne Dame da oben in einer Loge ersten Ranges ist. Aber wie weit ist der Mensch überhaupt entfernt von der Vollkommenheit! Wie weit speciell als Genießender in Kunstsachen! Trotz Lear und dem „armen Tom" erkundigt er sich nach jener Dame in einer Loge ersten Ranges und freut sich, wenn er noch vor Ableben des britannischen Königs den Namen der Dame erfahren hat . . . Täuschen wir uns also nicht über die leidige, aber unleugbare Thatsache, daß wir Alle oder doch die Meisten unter uns im Theater und im Concertsaale uns auch noch für Anderes interessiren, als für das Drama, das gespielt, als für das Lied, das eben gesungen wird. Solche Theilung des Interesses

findet allerdings gar verschiedenartigen Ausdruck, je nach der Eigenart der Individuen. Wer sich den Spaß macht, zu beobachten, auf wievielerlei Weise im Reiche der Musen die Menschen dem eigentlichen Musendienste untreu werden, der lernt manche wunderliche Figur, manchen wunderlichen Zug kennen. Wie groß — um ein landläufiges Bild zu gebrauchen — Gottes Thiergarten im Reiche der Musen ist, das wurde mir zum erstenmale klar, als ich vor Jahren nach einer Vorstellung von „Hamlet" im Burgtheater eine elegant gekleidete Dame, die im Parquet neben mir gesessen war, ihren Gatten fragen hörte: „Von wem ist das Stück?" Seit dieser Frage staune ich über nichts mehr in der Welt; ich zucke mit keiner Miene, wenn man mir sagt, Jemand habe Goethe's Logis in Lehmann's „Wohnungsanzeiger" gesucht. Mit ruhigem Behagen betrachte ich mir seither die Leute im Theater und im Concertsaale, und da die Narren und die Originale niemals aussterben, unterhalte ich mich, auch wenn ein Stück von . . . na, ich nenne lieber keinen Namen! Vielen Spaß machen mir zum Beispiel die Leute, die im Reiche der Musen rührende Scenen des Wiedersehens aufführen. Herr A. und Herr B. leben immer in Wien. Es wäre also nichts leichter möglich, als daß sie einander auf der Straße begegnen. Solche Begegnung würde aber für sie jedes Reizes entbehren.

Es scheint, daß sie auf der Straße einander ausweichen, um dann in einem Musentempel einen höchst erfreulichen Zusammenstoß zu erleben. Nun gibt es für die übrigen Zeitgenossen keine größere Annehmlichkeit, als wenn Herr A. Herrn B. im Musikvereinssaale erblickt, während eben das Adagio der Neunten Symphonie anhebt. Alles lauscht; da entdecken die Freunde, die lange getrennten, einander und fangen an, gegenseitig die wunderlichsten Zeichen zu machen, Grimassen zu schneiden, sich mittelst Mimik um die gegenseitigen persönlichen Geschicke zu erkundigen, und Herr A. macht das Alles so geschickt, daß auch der Nichtbetheiligte deutlich die Frage versteht: „Wie geht es der Frau Gemalin und den lieben Kindern?“ und die Antwort: „Ich danke, recht gut.“ Hie und da protestirt Jemand gegen solche Conversation, aber was scheeren A. und B. sich darum! Nach dem Adagio drängen sie sich aus den Sitzreihen, umarmen einander dann und treten gemeinschaftlich in's Vestibule, um sich den Freuden des Wiedersehens ungehindert hinzugeben .... Es existiren Leute, die sich merkwürdigerweise ihre dringendsten Gespräche für das Theater aufsparen. Niemand kann verehrungsvoller zum Recept einer Linzer Torte aufblicken, als der Schreiber dieser Zeilen; aber er war trotzdem starr vor Entsetzen, als er in einer Vorstellung von „Faust“ direct vor sich aus lieblichem

Frauenmunde vernahm: „140 Gramm Butter, 140 Gramm Mehl, 2 hartgesottene Dotter, 140 Gramm Mandeln . . .“ Alle Achtung vor den 140 Gramm Butter, den 140 Gramm Mehl u. s. w.; aber die Linzer Torte, die bestimmt war, nach der citirten Anweisung zu Stande zu kommen, wäre nicht minder gut geworden, wenn der liebliche Frauenmund gewartet hätte, bis der erlösende Ruf erklungen: „Ist gerettet!“ Gehen Leute in eine Operette, um sich auszuschwätzen, so ist daran nichts Erstaunliches, nicht einmal etwas Sträfliches. Aber wozu besuchen Schwätzer, die nur ihren Wortreichthum an Mann bringen wollen, classische Stücke? Warum kramen sie ihre eigenen, ihrer Schwestern, Mütter und Großmütter Privatangelegenheiten gerade aus, während Iphigenie das Land der Griechen mit der Seele sucht? Gewiß regen künstlerische Genüße zum Denken und zum Reden, Manchen nur zum Reden an; aber wozu hat Gott die Zwischenacte geschaffen, wenn während der Handlung ungenirt d'rauf losgeplaudert wird? Und worüber geplaudert! Im Stadttheater hörte ich einmal eine Dame etwa fünfundzwanzigmal im Laufe einer Viertelstunde ihre Nebenmännin fragen: „Woher die Frank diese Toilette haben mag?“ Endlich hielt ich es nicht länger aus. „Von einer Schneiderin,“ flüsterte ich der Dame zu, und diese, statt mir für die Auskunft zu danken, maß

mich mit Blicken der Wuth. Die laut geführten Toilette-gespräche gehören überhaupt zu den bemerkenswerthesten Annehmlichkeiten im Reiche der Musen. Dichtung und Mode spielen da ineinander. Auf der Bühne Liebes-schmerz, verzehrende Sehnsucht, flammende Leidenschaft, Trauer und Wonne, Jubel und Jammer, Sieg und Tod, im Parquet fachweibische Erörterung, erstens: der Sammttoilette in der dritten Reihe rechts, dritter Sitz vom Eingange; zweitens: der Frisur in der vierten Reihe links, zweiter Sitz vom Eingange; drittens: des gestickten Fächers in der Loge Parterre links Nr. 7. Und, was das Interessanteste ist, die genauen Prü-ferinnen der anwesenden Toilette-Details verfolgen dabei die Vorgänge auf der Scene. Ich war Ohren-zeuge, wie eine Dame, die den ganzen Abend hindurch — man gab „Clavigo" — die vorhandenen Kleidungs-stücke gemustert und kritisch besprochen hatte, über das Ende der Marie Beaumarchais in bittere Thränen ausbrach und, auf eine in der Nähe sitzende Geschlechts-genossin deutend, wehevoll erklärte: „So einen Hut kaufe ich mir nächstens." Ich will den Damen gewiß nicht nahetreten, aber ich habe an ihnen im Reiche der Musen viel mehr auffallende Eigenarten gefunden, als an den Männern. Es kommt das daher, daß die Damen in höherem Maße, als wir — und gewiß mit Recht — daran gewöhnt werden, ihre Schwächen

verziehen, ja sogar bewundert zu sehen, sich vor strenger Kritik gefeit zu wissen. Eine Dame, neben der ich in der Oper saß, ließ innerhalb einer Viertelstunde fünfmal das Opernglas, viermal das hiezu gehörige Futteral, zweimal ein gehäkeltes Kopftuch und siebzehnmal den Theaterzettel fallen. Ich mußte mich aus Galanterie achtundzwanzigmal nach all' dem Gefallenen bücken, war aber, da es sich um eine Dame handelte, selbstverständlich entzückt. Diese Dame saß zu meiner Linken, während den Platz zu meiner Rechten ein Mann einnahm, der beim Eintreten vergessen hatte, einen Zettel zu kaufen, und mich während der Ouverture ersuchte, ihm den meinigen zu leihen. Ich kam seiner Bitte mit jenem Vergnügen nach, das man immer empfindet, wenn Jemand sich kein Geld von Einem borgt. Er gab mir den Zettel zurück, entlehnte ihn aber alsbald wieder und setzte dieses Spiel mit schöner Beständigkeit fort. Glaubte er es durchaus nicht, daß Herr Müller den Hüon sang, oder vergaß er in Folge einer kleinen, bedauerlichen Gedächtnißschwäche die Namen der Mitwirkenden, kurzum, er war dermaßen oft so frei, meinen Zettel für einige Secunden auszuborgen, daß ich endlich den Versuch machte, ihm den Zettel zu überlassen. Aber auf diesen Scherz ging der Gute nicht ein; er gab ihn mir gewaltsam zurück. „Ich will Sie nicht berauben," meinte er mit ver-

bindlichem Lächeln. Noch winkte mir ein Hoffnungsstrahl! Ich gesticulirte einen Billeteur herbei, kaufte ihm einen Zettel ab und überreichte diesen meinem Nachbar als schwaches Zeichen meiner Verehrung. Aber der Nachbar wies das Geschenk zurück! Der Elende! Nun saß ich mit zwei Zetteln da, und er entlehnte von mir bald den einen, bald den anderen. Warum er keinen gekauft, das ist mir unergründlich geblieben. Sollte er noch am Leben sein, so zeige ich ihm hiemit an, daß ich ihn hasse, weil „Oberon“ an jenem Abende für mich verloren war und ich mich nicht mehr für einen Theaterbesucher hielt, sondern für eine Zettel-Verkehrsanstalt .... Sie sehen also, meine Damen, auch die Männer können unangenehm sein. Haben Sie je daran gezweifelt? Vor Jahren fuhr ich von Vöslau nach Wien mit einem jungen Menschen, der mich seither verfolgt, indem er in den verschiedenen Theatern über etliche Bänke hinweg Gespräche mit mir anknüpft, natürlich — was mir an öffentlichen Orten besonders angenehm ist — über Zeitungswesen. Z. B.: „Heute hat Ihr Blatt einen ausgezeichneten Leitartikel.“ Oder: „Ueber die schlechte Ventilation in diesem Hause sollten Sie etwas schreiben.“ Manchmal ergreife ich vor diesen Ansprachen die Flucht, manchmal stelle ich mich taub, manchmal antworte ich in meiner Verwirrung: „Ich danke, sehr gut. Sie

hoffentlich auch? . . .“ Kann eine Dame jemals so unangenehm werden? Ich sage „Nein“ und hoffe, daß die unparteiischen Leserinnen mir beipflichten. Einer Dame wird es gewiß nicht in den Sinn kommen, was ein Herr, dem ich seit Jahren im Carltheater begegne, zu thun pflegt: er stellt seinen Paletot hinter sich dermaßen auf, daß er einer Reihe von Leuten die Aussicht versperrt. Das Beste wäre, man eröffnete eine National-Subscription, um ihm mit deren Ergebniß ein Garderobe-Abonnement für seinen Oberrock zu verschaffen. . . . Ein Anderer besitzt eine Remontoiruhr, die sich offenbar einer besonders kräftigen Constitution erfreut. Wird sie aufgezogen, so macht das ein Geräusch, als ob man im Urwalde einen Baum sägte. Ihr Besitzer zieht sie principiell nur im Theater auf. Nun denke man sich den Gegensatz, wie ich ihn zuletzt im Burgtheater bei „Don Carlos“ mitgemacht. Carlos-Krastel: Ich bin entschlossen. Flandern sei gerettet. Die Remontoiruhr: Krrrrrrr! . . . Decke ich mit solcher Offenheit die Wunderlichkeiten der Theaterbesucher generis masculini auf, so muß ich gestehen, daß die zu spät Kommenden, die Einen zur unrechten Zeit stören, meistens weiblichen Geschlechtes sind; eine Illustration zu der alten Erfahrung, daß die Leute, die am wenigsten beschäftigt sind, am wenigsten Zeit haben. Auch das Vervollständigen der Toilette,

das die zunächst Sitzenden in der Regel nicht sehr erbaulich berührt, ist ein Monopol der Damen. Demselben Register ist das Stückchen Publicum einzufügen, das bei Trauerspielen, und zwar bei den rührendsten Stellen, helllaut lacht, natürlich nicht über die Vorgänge auf der Bühne, sondern über irgend etwas Komisches im Hause. Ebenfalls weiblicher Art ist die Frage: „Was hat der Lewinsky gesagt?“ „Worüber lacht man?“ „Warum schreit die Wolter?“ u. s. w.

Wenn ich Alles anführen wollte, was wir Männer im Reiche der Musen an Unausstehlichem leisten, ich käme lange nicht zu Ende. Ganz und gar Mann ist der Musikkenner, der bei Opern-Aufführungen Alles auswendig weiß und immer etliche Tacte voraussummt, der ganzen Umgebung deutlich hörbar. Es macht eine ganz reizende Wirkung, wenn in den „Hugenotten“ Raoul eben singt: „O Gott, welch' Glück!“ und der Kenner schon summt: „Zu ruh'n an deiner Brust.“ Einmal wollte ich einen solchen Kenner umbringen, aber ich überlegte es mir und ließ ihn leben. Es war vielleicht besser für uns Beide . . . Kennen Sie den Vater des Liebhabers? Er mengt sich incognito unter das Publicum, beweist Jedem, daß sein Sohn der beste Liebhaber und jeder andere Liebhaber ein Stümper sei. Kennen Sie den Blasirten, der in's Theater geht, um daselbst zu gähnen? Kennen Sie

den verschrobenen Enthusiasten, der immer applaudirt, wenn die Anderen sich ruhig verhalten, dann aber, wenn Anlaß zu Beifall vorhanden ist, wie festgenagelt auf seinem Platze sitzt? Kennen Sie den Mann, der Monologe hält, in denen er den Gang des Stückes commentirt? Erzählt Mephisto dem Faust davon, daß der erste Gretchen geschenkte Schmuck verschwunden sei, so sagt unser Freund zu sich selbst: „Dem Pfaffen hat sie ihn gegeben. Natürlich! „Kennen Sie den seltsam Veranlagten, der, sobald er gerührt wird, in ein continuirliches Niesen geräth? Kennen Sie den Eßkünstler, der in eine Theatervorstellung Proviant mitnimmt wie auf eine Nordpolexpedition? Beneidenswerther, wenn Sie all' diese Figuren nicht kennen ... Zu Dutzenden könnte ich weiter sie aufzählen, die seltsamen Gesellen, die im Reiche der Musen auffallen. Mit Ingrimm geradezu gedenke ich Derer, die es nicht über sich bringen, einer Vorstellung bis zum Schluße beizuwohnen. Dabei erinnere ich mich unwillkürlich eines vor etwa zehn Jahren verstorbenen Grafen, der in Wien ein Menschenleben hindurch zu den bekanntesten und meistbelachten Stadtfiguren gehörte. Der Graf hatte neben tausend anderen Marotten auch die, allabendlich nach Cassaeröffnung das Stehparterre der Oper zu betreten und sich in dem Augenblicke, da im Orchester der erste Ton erklang, zu entfernen. Kann es eine bessere Ironie

geben? . . . Aber Leute, die sich kein gräfliches Privilegium auf Marotten erworben haben, machen es nicht viel besser. Aus „Cabale und Liebe" laufen sie auf und davon, sobald Louise todt ist. Ferdinand, Wurm und der Präsident interessiren sie nicht mehr. Wer die Flucht ergreift, entgeht vielleicht dem Schluße eines Dramas, aber nicht den Lebensäußerungen sonderbar gearteter Theaterbesucher. In der Garderobe hält Einer mich, so oft ich ihn treffe, mit der Frage auf: „Können Sie mir zehn Kreuzer leihen? Ich habe mein Kleingeld zu Hause vergessen." An dieser Klippe vorüber, steuere ich hinaus zum Burgtheater-Pförtchen, das auf den Michaelerplatz führt. Es regnet in Strömen. Ich frage mich wie Hamlet:

„Fahr'n oder gehen? Das ist hier die Frage.
Ob's meinen Kleidern dienlicher, gelassen
Des Regens Fluth, die mir die Haut schon näßt,
Zu tragen oder mich zu werfen in den
Vorüberfahrenden Fiaker? . . ."

Es ist beschlossen: Ich fahre. „He, Kutscher!" Er bleibt stehen. Da kommt ein Herr auf mich zu, der ebenfalls im Theater war: „Darf ich Sie um etwas Feuer bitten?" Ich gebe ihm statt des verlangten Feuers die ganze Cigarre. Der Fiaker ist aber indessen fortgerast, er mag bei solchem Wetter nicht unnütz warten. Wenn der Feuer heischende Herr gewußt hätte, was ich mir in diesem Augenblicke gedacht!

Zu Bette.

Sechs Wochen sind es, daß ich zu Bette liege, aber mich dünkt, eine Ewigkeit sei verflossen, seitdem ich zum letztenmale mich von den übrigen Säugethieren durch den aufrechten Gang unterschieden habe.... Kaum weiß ich noch, wie es draußen aussieht in der Welt; nur dunkel erinnere ich mich an Straßen und Gassen, an das Leben und Treiben außerhalb der Krankenstube. Geht die Welt überhaupt noch ihren alten Gang? Geschieht noch immer so viel Lustiges und so viel Trauriges, wird noch immer so viel geweint und so viel gelacht im irdischen Jammerthale? Mit diesen Fragen ist's mir Ernst, heiliger Ernst. Wer nicht schon selber lange krank gewesen, der macht sich keinen Begriff davon, welche Triebe in einem Menschen erwachen, der sich wochenlang auf den weichen Pfühl niedergestreckt sieht. Vor Allem geräth solch' ein Unglücklicher mit vollen Segeln in den von der Wissenschaft längst abgethanen anthropocentrischen Irrthum: in den Glauben

an die falsche Lehre, daß der Mensch der Mittelpunkt der Welt sei. Zur Stunde halte ich mich entschieden für dieses Centrum. Ich kenne nichts Wichtigeres als mein rechtes Bein und den Gypsverband, in welchen ein sehr berühmter Chirurg es gesteckt hatte. Wie erstaunlich, daß die Maschine des öffentlichen Lebens nicht stille steht, daß keine Stockungen zu gewahren sind in der Natur! Nicht einmal ein Komet hat mein Fußübel vorher verkündigt, und die Kometen signalisiren doch bekanntlich jedes Nationalunglück! Manchmal allerdings überkommt mich etwas wie meines Nichts durchbohrendes Gefühl, der Verdacht zuckt in mir auf, als kümmere sich nicht einmal die nächste Nachbarschaft um meine Krankheit, aber das ist eine vorübergehende Stimmung. Wenn ich nur wüßte, was Fürst Bismarck dazu sagt, daß ich zu Bette liege! Lachen Sie nicht; sagen Sie mir nicht, daß der deutsche Reichskanzler sich um dringendere Geschäfte zu bekümmern hat, als um mein geschwollenes Bein. Ich weiß das zuweilen selbst, aber nur zuweilen... Bringt man lange Zeit auf dem Krankenlager zu, so wechseln die Momente der klaren und der getrübten Erkenntniß. In jenen hat man die Empfindung, daß der eigene physische Zustand eigentlich etwas sehr Unwichtiges sei, in diesen aber kommt man dahin, das Uhrwerk des Universums für gestört zu halten. Nach einem gewissen Quantum

von Bettlägerigkeit wird man ein **Kind**, egoistisch wie ein Kind, unberechenbar wie ein Kind, spielsüchtig wie ein Kind, genäschig wie ein Kind, verzärtelt wie ein Kind, faul wie ein Kind. Man erkennt sich kaum wieder, so sehr ist man verändert. Im Anfange fühlt man sich sehr wohl, wenn das Uebel kein schmerzhaftes ist. Da bewahrheitet sich Rudolph Töpffer's Wort: „Der Mensch ist doch nur in seinem Bette zu Hause." Wie das wohlthut den ersten Tag, wenn die Schneeflocken an die Fensterscheiben klopfen, als begehrten sie Einlaß, und man sich behaglich dehnt und streckt, das weiche Plumeau bis an's Kinn zieht, seinen heißen, duftigen Kaffee trinkt und dazu im Morgenblatte liest, was sich Gräßliches und Schauderhaftes begeben hat! Nach dem Frühstück noch ein Schläfchen und dann... dann bringt der Tag allerlei Angenehmes. Man läßt aus dem Bücherschrank irgend einen Lieblingsdichter holen, liest etliche Seiten und bittet dann, weil man als Kranker sich nicht anstrengen darf, die Gattin, etwas vorzulesen. Nach der Poesie ein Gabelfrühstück, aber ein leichtes, denn wer zu Bette liegt, muß seine Verdauungsorgane möglichst schonen. Zwischen Gabelfrühstück und Mittagessen liegt wieder ein klein wenig Schlummer, der nach dem Dessert beendet werden mag. Nachmittags folgen die Bedauerungsbesuche. „Ach, Sie Aermster!" — so fangen die Gespräche in der Regel

an, und der Aermste bemüht sich, eine möglichst pitoyable Miene an den Tag zu legen, und schlürft mit Behagen das Mitleid ein, das ihm so wohlwollend entgegengebracht wird.... Diese Situation dauert fünf, sechs Tage, manchmal eine Woche. Dann fängt die Zeit der Langeweile an, und der Kranke sinnt auf Mittel gegen die letztere. Wenn ich gesund bin, begreife ich nie, was es heißt, sich die Zeit *vertreiben* wollen. Man braucht sie leider gar nicht zu vertreiben, sie entflieht ohnehin auf eilenden Schwingen, und während man den Augenblick erhaschen will, ist er auch schon *gewesen*. Innerhalb der letzten sechs Wochen ist es mir klar geworden, daß die Zeit Einem zu langsam dahingehen, daß man auf die verzweifeltsten Mitte gelangen könne, um sich über die sechzig Minuten hinwegzuhelfen, aus denen eine Stunde besteht. Brauche ich mehr zu sagen, als daß ich bis zum Dominospiele herabgesunken bin? daß ich in Bilderbüchern „für die reifere Jugend" blättere? daß ich mich zuweilen damit amüsire, die rothen Blättchen an der Wandtapete zu zählen?... Freilich kommen wieder Stunden der Vernunft, ich werde plötzlich um dreißig Jahre älter, schließe die Augen und fühle, daß ich müde bin, so müde.... Sterben ist schlafen. Wer so zu Bette liegt — „in sein Museum gebannt" — denkt leicht an den Tod. Ich schließe die Augen, ich will von der Welt

nichts mehr wissen. Adieu, du hast mir nie gefallen, leb' wohl und mache Andere glücklicher als mich.... „Willst du den Thee mit Rum oder mit Milch nehmen?" fragt mich eine blonde Stimme. „Mit Rum und Milch, meine Liebe," antworte ich schmachtend, „und etwas Butterbrod mit Schinken, aber nicht zu viel, du weißt, ich bin leidend." Zu Gunsten des Gabelfrühstückes gebe ich das Sterben vorderhand wieder auf und drücke meiner Lebensgefährtin bewegt die Hand. So wechseln Weltschmerz und Mahlzeiten mit einander ab.

Manchmal allerdings, wenn man so unbeholfen wie ein Kind zwischen den Polstern liegt, erinnert man sich mit wehmüthiger Deutlichkeit der wirklichen Kindheit, der dahingegangenen Zeit, und da der Müßiggang die seltsamsten Wünsche zeitigt, regt sich in Einem manchmal ein fieberhaftes Verlangen, nur eine Stunde lang wieder jung zu sein.... Mit der Jugend käme auch die Gesundheit wieder, und diesmal würde man das Leben vernünftiger anpacken.... Gegen solche Stimmung heißt es ankämpfen mit aller Kraft. Wer zu Bette liegen muß und nicht schwer erkrankt, sondern nur des vollen Gebrauches seiner Kräfte beraubt ist, der thut gut daran, sich eine regelmäßige Thätigkeit zu schaffen. Er kann von den Nordpolfahrern lernen, welche die schreckensvolle Oede der Polarnacht durch genaue Eintheilung und gewissenhafte Verwendung der

Zeit überstehen. Dabei braucht aber die Thätigkeit just nicht immer etwas Vernünftiges zu sein. Tarock spielen ist auch eine Beschäftigung. Für mein Theil obliege ich ihr mit einem Eifer, den ich bei gesundem Leibe niemals entwickelt habe. Ein andauernd Unpäßlicher nimmt Alles sehr ernst, sogar das Tarock. Einsamen Leuten wird das Unbedeutendste zum Ereignisse, und da man im Krankenbette doch mehr oder minder abgeschnitten ist von der Welt, überlegt man stundenlang die Theorie des „Tappers," dieses edlen Spieles. Nicht nur daß ich Tarock *spiele*, nein, ich *träume* auch Tarock. In einer der letzten Nächte trank ich Smollis mit dem Herz-Könige, ferner wohnte ich der Trauung des „Sküs" mit jener graziösen Tambourinschlägerin bei, welche eine Halbseite des „Pagat" musicirend einnimmt.

Wenn ich unruhig schlafe, träume ich von fetten, wohlgemästeten „*Juden*" — jeder Tarockspieler versteht mich — ich verschlinge sie, während meine Partner sich ärgern. Aber dann wache ich auf und der „Jude" ist in nichts zerstoben. Ich bin enttäuscht — enttäuscht wie damals, da ich ein Kind noch war und im Traume die schönen Geschichten, die ich tagsüber gelesen, nochmals durchlebte, und zur Nachtzeit aus den Händen der Fee Amarillis eine goldene Krone empfing. Am Morgen suchte ich in meinem Bette die Krone; sie

war so wenig zu finden, wie jetzt der auf dem Wege des angesagten und siegreich durchgeführten „Pagat Ultimo“ errungene „Jude“ zu finden ist. Uebrigens mengt sich auch „Königrufen,“ Whist und Bézigue in meine Träume. Sie haben keine Ahnung, wie gut ich mich Nachts unterhalte.

Natürlich nimmt die Lectüre einen ersten Rang ein unter den Vergnügungen, die einem Kranken zu Gebote stehen. Vor vier Wochen las ich noch Schopenhauer, Montaigne, Young, Leopardi und Calderon, seit vierzehn Tagen aber ist kein Buch mir zu dumm, keines leicht genug, ich bin bereits bei alten Nummern der „Fliegenden Blätter“ angelangt, und den „Lederstrumpf“ legte ich neulich weg, weil ich mich nicht anstrengen mochte.

Meine Taschenuhr liegt zwar auf meinem Nachtkästchen, aber ich habe sie seit Menschengedenken nicht aufgezogen. Wozu auch? Die Zeitabschnitte richten sich für mich nach den Besuchen des Arztes und nach den Mahlzeiten. „Kommt der Arzt bald?“ „Speisen wir bald?“ Das sind die wichtigsten Fragen, die ich von meinem Lager aus stelle. Als Kranker lernt man wieder sich kindisch auf das Essen freuen. Man thut sogar vorwitzige Fragen danach, was denn auf den Tisch kommen werde. Am Ende gar ein Backhuhn? Man beleckt sich die Lippen wie ein Kätzchen und entsagt

vorderhand den Selbstmordgedanken. Und gibt's zum Kaffee Kuchen? — Natürlich. — Was für ein Kuchen?... Dann schämt man sich über solche Fragen und sagt sich selber: „Alter Kerl! hat dich das Leben noch nicht genug gerüttelt und geschüttelt, daß du so sehnsüchtig nach Kuchen fragst!“ Aber im Kranken trägt das Kind so leicht den Sieg davon über den Mann. Kaum hat er sich die kleine Strafpredigt gehalten, so quält er seine Umgebung: „Kommt der Arzt noch immer nicht?“ Und wie martert er den bedauernswerthen Heilkünstler! Ob das Uebel nicht bis nächsten Sonntag behoben sein könne? ob sich denn nichts Anderes thun lasse als bisher? ob kein neuer Gypsverband nöthig sei? ob dasselbe Uebel bei anderen Leuten kürzer oder länger dauere? Der Arzt entwickelt eine himmlische Geduld. Er gibt die besten Hoffnungen und läßt sich doch in keine Versprechungen ein; er erzählt von Leuten, die mit ähnlichen Uebeln viele, viele Monate zu Bette gelegen seien, während Interpellant keine solche Dauer der Krankheit zu fürchten habe; er erzählt ferner von bösen, bösen Buben, die aus Ungeduld zu früh das Bett verließen und solchen Frevel schwer zu büßen hatten — ein Wink mit dem Zaunpfahle. Nach sechs Wochen Bett ist der Mensch so mürbe, daß das bloße Erscheinen des Arztes ihn beruhigt. Wie gesagt, man scheint ruhig zu liegen und bewegt sich doch, wenn

auch mit Krebsschritten, zurück bis zu der Kindheit Tagen. Man sieht den Verwandten und intimen Freunden, welche das Krankenzimmer betreten, neugierig auf Hände und Taschen, ob keine Bonbons, keine Orangen, keine Näschereien für das schnurrbärtige Baby bereit gehalten werden. Wenn es an der Wohnungsthür läutet, will man genau wissen, wer da war. Kinder sind eben neugierig. Und heißt es: „Die Aepfelfrau,“ so erkundigt man sich dringlichst: „Wie viele um zehn Kreuzer?“ obwohl Einen das absolut nichts angeht..... Sonst träume ich entweder gar nicht oder schwer und düster. Ich fliege von einem Thurme herab oder der Staatsanwalt confiscirt, was ich geschrieben, und dergleichen mehr. Seit sechs Wochen sind mir auch die Träume der Kindheit wiedergekommen. Ich sehe Nachts die herrlichsten Gegenden, breite Ströme mit üppigen Ufern, hohe, mit Nadelholz bestandene Berge, lachende Thäler — wenn das so weiter andauert, träume ich mich im Hochsommer nach Ostende oder Helgoland von wegen der Nervenstärkung. Das Träumen ist doch das Beste, was man im Leben hat. Um das zu wissen, muß man schon schlaflose Nächte verbracht haben, diese nimmer endenden Nächte, in denen die Schläge der Thurmuhr Einem haarscharf in's Gehirn fahren und man, wie der lechzende Hirsch nach Wasser, aufschreit nach Schlaf.....

Im Laufe der letzten sechs Wochen habe ich im Schlafen und Träumen solch' eine Virtuosität erlangt, daß ich Beides zu jeder Stunde mir erzwingen kann..... Gestern Mittags guckte eine lockende Frühlingssonne zu mir herein, ich sah Alles leuchten und glänzen wie von Gold übergossen. Da wendete ich mich um, ich mochte dem Lenz nicht in die hellen, glücklichen Augen schauen. Es hat nichts Verlockendes, aus dem Kerker in die Freiheit hinauszusehen.... Kaum hatte ich aber dem Frühling den Rücken gekehrt, so träumte ich.... Ich war eine reizend schöne junge Hofdame zu Versailles. Ueberfluthet von einem Spitzen-Négligé lag ich in meinem prunkvollen Bette, überdeckt von einem goldgestickten Baldachin. In der Ruelle zur Seite des breiten Brettes saßen einige meiner Anbeter und redeten so geistreich, daß man jeden Satz hätte drucken können..... Welche Enttäuschung, als ich erwachte!

Gespräche mit einer Frau.

(Personen: Frau v. F., eine Witwe von dreißig Jahren. — Der Schreiber dieser Zeilen.)

I.

„.... Habe ich nicht Recht?“

„Eine schöne Frau hat immer Recht.“

„Nein, so entkommen Sie mir nicht. Was ich behaupte, ist entweder falsch oder richtig. Ob ich eine schöne Frau bin oder nicht, hat darauf gar keinen Bezug. Auch bedarf ich keiner Huldigungs-Almosen und mag keine schöne Frau sein in dem Sinne, wie Sie es meinen.“

„Also, wenn Sie das vorziehen: Sie sind eine häßliche Frau und haben Unrecht.“

(Frau v. F. wirft einen kurzen, fragenden Blick in den Spiegel.)

„Nehmen wir an, daß ich häßlich bin, abschreckend häßlich; aber es handelt sich jetzt nicht darum, sondern um Ihr Urtheil über meine Ansichten.“

„Was behaupten Sie denn eigentlich?“

„Ah, das ist nicht übel! Sie hören mir seit einer Stunde zu, und wissen jetzt nicht, wovon die Rede ist?"

„Wenn man so viel zu schauen hat, kann ein Mensch von nicht ungewöhnlicher physischer Begabung nicht auch hören."

„So lassen Sie doch endlich mein Gesicht. Ich kann aussehen, so hübsch oder so häßlich, als es mir gerade paßt, das geht Sie gar nichts an. Was ich behauptet habe? Daß man die Frauen verleumdet, wenn man sie eitel schilt. Die Frauen sind gar nicht eitel; sie mögen manche Schwächen haben...."

„Keine Spur!"

„Mit Ihnen ist heute wieder nichts Vernünftiges anzufangen."

„O doch! Lieben Sie mich nur ein ganz klein wenig und Sie sollen sich vom Gegentheile überzeugen."

„Sie bringen mich außer Rand und Band."

„Wenn Sie wüßten, wie gut der Aerger Sie kleidet!"

„Unausstehlicher Mensch!"

„Diese freundliche Anrede ermuthigt mich, Ihnen offen meine Meinung zu sagen. Wenn eine Witwe von dreißig Jahren einem Manne von dreiunddreißig „Unausstehlicher Mensch!" sagt, so heißt das: „Sie sind mir nicht gleichgiltig," und das Uebrige findet sich dann — c'est le premier pas qui coûte."

„Unausstehlicher Mensch!“

„Ich danke Ihnen, meine Gnädige .... Um auf unser Gespräch zurückzukommen: Ich habe natürlich nur scherzweise Ihrer Behauptung zugestimmt, daß die Frauen nicht eitel seien. In Wirklichkeit ist das weibliche Geschlecht die verfassungsmäßige Repräsentanz der Eitelkeit, und gerade die gescheidtesten Frauen — anstatt hievon ausgeschlossen zu sein — sitzen in der Pairskammer, während die anderen das Unterhaus bilden in dieser Repräsentanz. Keine ist frei von dem Uebel, keine, am allerwenigsten Diejenige, die davon frei zu sein glaubt.“

„Nennen wir die Dinge beim richtigen Namen. König Salomon der Weise ... Sie nennen ihn doch den Weisen?“

„Ihr Glaube, Sir, ist auch der meine.“

„König Salomon behauptet: „Alles ist eitel.“ A la bonne heure! Stellen Sie sich auf den salomonischen Standpunkt und sprechen den Satz aus: Alles, der Mensch überhaupt, also Männlein in gleichem Maße wie Weiblein, sei eitel, dann stimme ich Ihnen bei. Wir Alle leiden an diesem Erbübel der ganzen Menschheit — wir Frauen wie ihr Männer. Obzwar wir in der Eitelkeit nicht so derb sind wie ihr. Sie wissen ja, wie Lessing seinen Odoardo Galotti zur Claudia sagen läßt: „Das Weib wollte die Natur

zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thon; sie nahm ihn zu fein. Sonst ist Alles besser an euch als an uns.“ Der kluge Gotthold Ephraim verkündete mit diesen Worten nur die pure Wahrheit.“

„Gewiß. Aber Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß wir Männer eitler seien als die Frauen, ja, daß wir auch nur ebenso eitel wie die Frauen oder eitel überhaupt seien.“

„Ich bin so frei. Ich trete als Anklägerin auf im Namen der Frauen und schleudere euch Männern den Vorwurf in's Gesicht: Ihr werdet nicht müde, uns Frauen der maßlosen Eitelkeit zu beschuldigen, um die Welt darüber zu täuschen, wie es um eure Eitelkeit bestellt ist. Ihr seid ärger, als wir, ihr seid eitel, eitel, eitel!“

„Sie haben da als Anklägerin einen schweren Stand, und kein Gerichtshof der Welt wird Ihnen beistimmen.“

„Ich wette mit Ihnen, ich bringe Sie, wenn Sie aufrichtig sind, so weit, daß Sie sich und die ganze Mannheit schuldig bekennen und jedes, auch das härteste Urtheil über sich ergehen lassen.“

„Da möchte ich denn doch . . .“

„Nur ruhig. Denken Sie sich in die Rolle eines Zeugen hinein. Ich bin die Gerichtsperson, die Sie vernimmt.“

„Ich bin es zufrieden.“

„Vor Allem habe ich Sie aufmerksam zu machen, daß Sie verpflichtet sind, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit auszusagen, ohne Gunst und ohne Haß. Wenn Sie eine Lüge vorbringen, begehen Sie ein schweres Verbrechen. Sie laufen Gefahr, bei Wasser und Brot eingesperrt, ja gefesselt zu werden.“

„Bin ich das nicht schon für alle Zeit meines Lebens?“

„Sie haben nur zu antworten, wenn Sie gefragt werden.“

„Ist denn Liebe ein Verbrechen?“

„Das gehört nicht zur Sache. Wir haben jetzt zu untersuchen, ob die Männer eitel sind oder nicht. Ziehen Sie es vor, über einzelne Punkte Auskunft zu geben und mit einer zusammenhängenden Darstellung zu erwidern? Ganz nach Ihrem Belieben.“

„Ich bitte, mich zu befragen; dabei höre ich Sie sprechen, profitire also jedenfalls etwas.“

„Wie Sie wollen. Setzen Sie sich dort auf den rothen Fauteuil . . . nein, auf den anderen. So! Nun bekennen Sie mir offen: Wie oft waren Sie verliebt?“

„Das ist kein Verhör, sondern eine Beichte.“

„So nehmen Sie mich zum Beichtvater.“

„Wenn ich sicher wäre, daß Sie mir im voraus Absolution ertheilen für alle Sünden, die ich begehen w e r d e..“



„Vergessen Sie nicht die Würde dieses Ortes. Antworten Sie ernsthaft und gemessen: Wie oft waren Sie verliebt?“

„Nie so heftig wie derzeit.“

„Das ist keine Antwort.“

„Ziffermäßig wüßte ich das im Augenblicke nicht zu sagen.“

„Qui tacet consentire videtur — so heißt es doch? Ihr Stillschweigen ist auch ein Geständniß, es bedeutet: mindestens ein dutzendmal.“

„O, Sie sind zu gütig!“

„Schweigen Sie! Ich möchte von Ihnen Einiges darüber hören, wie Sie sich vom Jünglingsalter an Ihre Stellung zu den Frauen gedacht und wie diese Stellung sich in Wirklichkeit gestaltet. Haben Sie Enttäuschungen erlebt oder sind Ihre Hoffnungen übertroffen worden? Blicken Sie mit Genugthuung auf Ihre Erfolge bei dem weiblichen Geschlechte zurück oder haben Sie Ursache, sich über das Scheitern süßer Pläne zu beklagen?“

„Ich möchte mich der Aussage lieber entschlagen.“

„Das geht nicht. Ich werde Sie beeiden. Aber wie? Ihnen ist ja nichts heilig!“

„O, Sie thun mir Unrecht. Lassen Sie mich die Schwurfinger der rechten Hand auf Ihr Herz legen....“

„Ich erlasse Ihnen die Beeidigung. Sie geben mir die Hand . . .“

„Für immer, wenn Sie wollen.“

„Berauben Sie sich nicht . . . . Sie geben mir die Hand an Stelle eines Schwures.“

„Hier ist sie.“

„Genug, genug . . . Erzählen Sie also, als schrieben Sie ein Bekenntniß unter dem Titel: „Die Frauen und ich . . .““

„Zum erstenmale war ich im Alter von dreizehn Jahren verliebt, aber wirklich verliebt. Wenn ich das Mädchen meiner Wahl — es war um drei Jahre älter als ich — erblickte, taumelte ich vor Entzücken; fast ein Kind noch, machte ich alle Schauer und alle Wonnen der Liebesraserei durch, und dabei welche Reinheit der Empfindungen! Ich dachte nicht im Traume daran, daß dieser Mund, daß auch nur diese Hand gemacht sei, um geküßt zu werden. Was ich wollte, ich weiß es nicht. Daß Henriette mich nicht wieder lieben könne, das kam mir gar nicht in den Sinn. In der That erwiderte sie meine Neigung. Ihr Blick, ihr Lächeln verriethen es mir. Ich fand solche Erwiderung natürlich. Aber die Herrlichkeit sollte nicht lange dauern. Die Nachricht, daß Henriette sich verlobt habe, traf mich eines Tages wie ein Blitzschlag. Ich konnte nicht daran glauben, bis Henriette selbst diese Neuigkeit

bestätigte. Als ich den Versuch unternahm, ihr über ihre Treulosigkeit verblümte Vorwürfe zu machen, war sie nicht niedergeschmettert, sondern sah mich mit spöttischem Lächeln an und begnügte sich zu sagen: „Thörichtes Kind!" Damals empfand ich den ersten großen Schmerz, damals lernte ich zum erstenmale den Wankelmuth des weiblichen Charakters kennen. Ich wurde Misogyn... Ich wich einige Jahre den Frauen aus. Erregte eine von ihnen mein Wohlgefallen, so sagte ich mir: „Sei stark, begib dich nicht wieder in dieses heillose Netz, in dem du schon einmal gefangen warst." Ich wandte mich ab, ging nach Hause und las in Schopenhauer's „Parerga und Paralipomena" das Capitel über die Weiber. Was der Weise von Frankfurt da ausspricht, spann ich weiter, und im Alter von achtzehn Jahren galt ich in einem kleinen Kreise als einer der feinsten und intimsten Frauenkenner auf weit und breit. Ehe ein Studiencollege den Entschluß faßte, sich in ein Mädchen zu verlieben, zeigte er mir dasselbe auf der Promenade, und aus der bloßen Erscheinung schöpfte ich die Diagnose auf Charakter, Seele, Geist, Vorzüge und Fehler."

„Haben Sie sich in der Diagnose nie geirrt?"

„Manchmal."

„Fahren Sie fort."

„Ich mied persönlich die wirklichen, lebendigen Frauen, dafür beschäftigte mich das Ideal-Weib, wie ich es mir construirte; eine neue Laura, vor der ich entgeistert stehen könne, wenn ihr Finger durch die Saiten meistert, eine Muse, eine Dichterbraut, hoch über der Erde schwebend, frei von irdischen Schwächen, die Blume der Schöpfung, aufbewahrt und aufgespart, um mich zu beglücken. Sie sollte mich begeistern, ich wollte dafür die Gebilde meiner Poesie ihr zu Füßen legen. Einen Seelenbund wollte ich mit ihr schließen, wie er noch niemals dagewesen, so rein, so hehr, so makellos. Wo ich sie finden, wo ich sie suchen sollte? Darüber dachte ich nicht nach. Eines Tages — deſſ' war ich sicher — müßte die Thür sich öffnen und sie eintreten, die Erwartete. Wenn ich Schritte auf der Treppe hörte, meinte ich oft, sie käme endlich; ich war arg enttäuscht, wenn der Schneider prosaisch mahnen kam . . . Sie lächeln spöttisch, gnädige Frau, Sie errathen es: Laura ist nie gekommen. Es gab keine großen, keine erhabenen Frauen mehr. Die Jagd nach dem Ideal war vergeblich . . . Wenn Sie wüßten, was wir jungen Leute uns damals vom Leben versprachen! Ein Goethe wollte der Eine, der Andere ein Napoleon werden. Wir theilten unter einander die Erde und allen Ruhm, der auf ihr zu finden. Wir pränumerirten uns auf Ehre, Größe, Glanz, kein Ziel

erschien uns unerreichbar. Auch Sybariten in spe waren unter uns. Mein Freund Heinrich nahm sich vor, von seinem dreißigsten Lebensjahre an täglich Champagner zu trinken. Er ist jetzt Postbeamter und hat sechs lebendige Kinder; des Abends geht er dreihundertfünfundsechzigmal jährlich — im Schaltjahre sogar um einmal mehr — in's Wirthshaus, wo er zwei Glas Bier trinkt, und vergönnt er sich ein drittes und kommt in Folge dessen später als sonst nach Hause, so erwartet ihn eine Gardinenpredigt schwersten Calibers ... Der Aspirant auf Napoleon's Ruhm liegt als Oberlieutenant in einer Garnison in Siebenbürgen, und unser Dichter, dem wir Monumente aus Erz und Marmor voraussagten, gibt ein kleines Wochenblatt für Handels-Interessen heraus."

„Sie sind von der Sache abgekommen."

„Verzeihen Sie. Ich wollte nur darauf hinweisen, wie viele Illusionen ein Mann im Laufe der Zeit begraben muß. Entmuthigt gab ich es auf, mein Ideal-Weib zu finden. Laura war abgethan... Bald kam eine andere Schöpfung meiner Phantasie an die Reihe: das Mädchen aus vornehmer Familie, das Reichthum, Rang, Wohlleben, Zukunft, Alles, Alles von sich wirft, um dem geliebten Manne hochbeglückt in Armuth und Elend zu folgen. Ich spähte sehnsüchtig nach der Baronesse aus — von Adel mußte sie sein! — die durch-

aus mit mir hungern wollte. Wie stellte ich mir das reizend vor! Als Frühstück ein Kuß, als Mittagessen ein Sonnenstrahl, als Abendbrot ein bischen Mondenschein, das Alles in einer kleinen Hütte, in der Raum genug ist für ein glücklich liebend Paar.

Auch *sie* wollte durchaus nicht erscheinen.

Wohl lernte ich Töchter aus guten Häusern kennen, aber wenn ich ihnen die Reize der Armuth schilderte, sahen sie mich verwundert an und verstanden mich nicht. Eines Tages war es auch mit *dieser* Täuschung vorbei. Mein Glaube an das weibliche Geschlecht wurde immer schwächer, und ich hätte ihn ganz verloren, wenn nicht ein neuer Frauentypus mir als begehrenswerth gewinkt hätte. Ich hatte in Romanen von russischen Fürstinnen, von capriziösen Tragödinnen gelesen, die einen jungen, unbekannten Menschen mit der reichen Fülle ihrer leidenschaftlichen Liebe beglückten. Jeden Augenblick war ich darauf gefaßt, dieser Figur zu begegnen: im Eisenbahn-Coupé, im Theater, auf der Straße. Jetzt und jetzt meinte ich den Augenblick des Glückes gekommen, und ohne zu zaudern, hätte ich gesagt: „Prinzessin, ich bin der Ihrige." Ich sah mich beneidet von Tausenden. Ich sah mich mit meiner Fürstin in einem märchenhaft schönen Schlosse am Comosee die lauen Winterabende verträumen — der Fürst, ihr Gatte, war gestorben oder lebte in irgend

einem Winkel Kaukasiens. Ein andermal versetzte ich mich — Alles natürlich nur in Gedanken — in das Ankleidezimmer der gefeierten Phädra und thronte in den Zwischenacten als Gebieter der Vielumworbenen, indessen junge Diplomaten und Cavaliere ihr huldigten. Nach und nach stieg ich die Stufenleiter herab; die Fürstenkrone war nicht mehr unumgänglich nothwendig, statt der Phädra durfte es eine Lustspiel-Liebhaberin sein. Fort und fort lebte ich in Erwartung eines Sieges ohne Kampf, einer Errungenschaft, die mir in den Schooß fallen sollte. Sah ich im Theater eine Dame, die mir angenehm auffiel, so sagte ich mir: „Vielleicht ist *sie* es.“ Brachte der Postbote Briefe, so hoffte ich: „Vielleicht schreibt *sie* mir.“ Dabei that ich nie etwas dazu, um *sie* zu finden und zu erringen. — Das Glück sollte plötzlich, unvermuthet über mich hereinbrechen... Heute lächle ich darüber; ich bin ernster geworden, möchte Liebe für Liebe erwerben und denke nicht mehr an die russische Fürstin und an Phädra.“

„Wäre in *Ihrem* Alter auch sehr lächerlich.“

„Die Thorheiten sind abgeschlossen.“

„Aber Sie haben sie durchgemacht?“

„Allerdings.“

„Und Sie stehen damit nicht vereinzelt da?“

„Ich glaube, daß die Mehrzahl der Männer in einer bestimmten Lebensphase ihnen nicht entgeht."

„Sie haben mir Alles gesagt, was ich zu wissen brauchte, um...."

„Um...."

„Um ein Urtheil zu fällen. Die Frage ist entschieden: Ihr Männer seid noch eitler, als wir Frauen. Das haben Ihre Geständnisse mir deutlich bewiesen."

„Ich gebe das nicht zu."

„Das ändert nichts an den Thatsachen."

„Nun meinetwegen. Sie mögen Recht haben. Ich opfere Ihnen die Gesammtheit. Sollen die übrigen Männer sich ihr Recht suchen, ich stehe hier für mich. Ich persönlich erwarte seit Monaten einen Urtheilsspruch von Ihnen. Wie lautet er?"

„Die Verkündigung wird bis auf Weiteres vertagt."

„Ich appellire."

„Lächerlich! An wen?"

„An wen? In der That.... ich bin in Verlegenheit. Es gibt für einen Mann keine höhere Instanz als die Frau, die er liebt."

II.

„Meine Gnädige, Sie imputiren uns Männern sämmtliche Fehler und Laster...."

„Keine Laster, nur Untugenden."

„Ich denke, das kommt auf Eins hinaus."

„Nicht doch; eine Untugend kann man verzeihen, ein Laster niemals."

„Nun, Sie sollen Recht haben. Sie schreiben uns Männern also sämmtliche Fehler und Untugenden zu, die überhaupt existiren. Sie machen Jeden von uns zu einem Conglomerat der unerträglichsten Eigenschaften. Wer Ihnen zuhört, begreift kaum, wie ein weibliches Wesen den Entschluß fassen kann, sich an einen Mann zu binden. Die Erfahrung lehrt aber, daß dieser Entschluß viel öfter gefaßt wird, als sich Gelegenheit zu einer Realisirung findet."

„Darauf braucht ihr Männer euch wahrlich nichts einzubilden. Würden manche sociale Verhältnisse sich ändern, so solltet ihr zu eurem Erstaunen plötzlich erfahren, daß wir ohne euch bestehen können. Sorgt dafür, daß die Frauen nicht in Folge einer verkehrten Erziehung unselbstständig, hilflos auf die Stütze des männlichen Armes angewiesen seien, haltet sie nicht unter Aufsicht und Bevormundung wie die Zuckerplantagen-Besitzer ihre schwarzen Sclaven.

„Entschuldigen Sie, aber dieser Vergleich ist John Stuart Mill's Eigenthum."

„Unausstehlicher Mensch! Ich wollte eben Mill als meinen Gewährsmann nennen. Sie fallen Einem in's Wort, wenn Sie in Ihrer Schadenfreude ver-

meinen, eine Frau durch irgend eine Bosheit ärgern zu können. Mich ärgern Sie nicht, mein Wort darauf."

„Ihr Wort? Dann muß ich Ihnen glauben. Und da Sie schon einmal im Begriffe sind, sich über mich nicht zu ärgern, gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich nach einigem Nachdenken einsehe, wie Recht Sie haben. Sie selbst illustriren am besten die Behauptung, daß das weibliche Geschlecht unter dem Drucke der Sclaverei seufze. Wie geknechtet verbringen Sie Ihr Leben! Vom frühen Morgen bis zum späten Abend müssen Sie Bedauernswerthe sich von Ihren Verehrern sagen lassen, daß Sie schön, geistreich und liebenswürdig sind. Sie ertragen diese Demüthigung nur mit Ingrimm — mit stillem Ingrimm — Sie möchten mit Nachdruck dagegen protestiren, aber Sie thun es nicht, weil Sie sich sagen: Eine Sclavin muß schweigen, ihr Sprechen hat keinen Zweck, keine Wirkung. So ertragen Sie resignirt das traurige Schicksal, eine Reihe von ausgezeichneten Männern schmachtend und girrend zu Ihren Füßen zu sehen — mein Beileid, mein tiefstes Beileid, hochverehrte Sclavin. Nicht nur die Gegenwart, auch Vergangenheit und Zukunft scheinen bestimmt zu sein, Ihnen Ihr herzzerreißendes Sklavenlos schwer fühlbar zu machen. Ihr verstorbener Gatte

trug Sie auf den Händen; er, nach außen ein starker, willenskräftiger Mann, war Ihnen gegenüber schwach wie ein Kind. Sie regierten ihn als kleine Despotin und lernten ganz und gar vergessen, daß es in der Welt einmal nicht nach Ihrem allerhöchsten Willen, nicht nach Ihrem reizenden Köpfchen hergehen könne. Wenn Sie ein zweitesmal einen Ehebund eingehen, dann werden Sie sich Ihr Heim wohl wieder autokratisch einrichten. Ich sehe schon im voraus, wie Sie ein zweitesmal das Sklavengeschick hinnehmen müssen, einen Gatten als gefügiges Spielzeug in Ihren kleinen, weißen Händen zu sehen."

„Sind Sie denn so sicher, daß ich überhaupt einen zweiten Gatten nehmen werde?"

„Ich hoffe es wenigstens."

„Vielleicht irren Sie sich .. Aber um auf Ihre ironischen Bemerkungen zurückzukommen: Sie verschaffen sich einen billigen Sieg, wenn Sie die Situation einer einzelnen Frau dazu benützen, sich über Erfahrungen lustig zu machen, die aus den Schicksalen der Majorität des weiblichen Geschlechtes gezogen sind. Betrachten Sie nicht mich."

„Das thue ich aber gerade so gern."

„Ich werde dem Stubenmädchen läuten und Ihnen leuchten lassen."

„Das thun die Damen nur im Lustspiele; im wirklichen Leben läuten die Damen in gefährlichen Situationen niemals.“

„Nun bilden Sie sich wieder Gefährlichkeit ein! Ihr Männer seid doch ein wunderliches Geschlecht. Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, aber ich möchte Sie los sein, weil Sie sich so unvernünftig geberden. Sie lassen einen nicht einmal ausreden... Ich wollte wollte vorhin sagen, Sie sollten mich nicht betrachten, die ich vielleicht vom Schicksal manche Begünstigung erfahren. Blicken Sie ernsthaft um sich und Sie sehen unzählige Frauen in wirklicher Sclaverei: gefesselt an einen ungeliebten Mann, die Ketten einer lästigen Ehe mit stiller Verzweiflung schleppend, erdrückt von dem traurigen Bewußtsein, die Pforten des Kerkers nicht sprengen zu dürfen, weil draußen ihrer nicht Erlösung und Freiheit harren, sondern Elend, Verzweiflung, Vereinsamung, vielleicht — der Hunger.“

„Was sollen wir Männer thun?“

„Freiwillig eines Theiles eurer usurpirten Oberherrschaft euch entäußern, indem ihr die Stellung der Frauen reformirt. Die Gesetze müßt ihr verbessern, alle socialen Einrichtungen verändern, die Hörigkeit der Frau abschaffen...“

„Hörigkeit der Frau, schon wieder John Stuart Mill...“

„Nun, meinetwegen; ich brauche mich dieser Quelle nicht zu schämen. Macht nur erst die Frau unabhängig von euch, und ihr sollt sehen, daß sie unabhängig sein *will*. Aber Herrschsucht, Intoleranz, Unbilligkeit hindern euch daran, eure Fehler und Untugenden trüben euren Blick für das, was ihr dem weiblichen Geschlechte schuldig seid.“

„Ich würde Ihnen gern dienen, meine Gnädige, aber beim besten Willen kann ich die Welt nicht reformiren. Sie müssen mir darüber nicht böse sein.“

„Wenn nur Jeder von euch damit beginnen wollte, sich selbst zu bessern! Das übrige würde sich finden. Sie sehen, wir Frauen sind anders als ihr. Vor Allem sind *wir*...“

„Schöner und graziöser.“

„Ach, das ist Nebensache. Aber wir sind weniger egoistisch als ihr. Wie oft hörte ich den Frauen den Vorwurf machen, sie schwingen sich zu keinem allgemeinen Standpunkte auf, beurtheilen Alles nur nach dem Maßstabe ihrer eigenen Persönlichkeit. Nichts falscher als das! Ich für mein Theil habe keinen Grund, mich über die Männer zu beklagen, und doch kann ich es ihnen nicht verzeihen, welche Stellung sie den Frauen überhaupt auferlegt haben.“

„Sie sind eine Ausnahme.“

„Durchaus nicht. Ich habe es nur verstanden, mir einen freien Blick zu wahren. Daß ich nicht „hörig“ geworden, täuscht mich nicht darüber, daß viele andere Frauen es sind. Ich sehe mit Schaudern, wie viele liebenswerthe, eines bessern Schicksals würdige Mädchen mit innerem Widerstreben, durch äußere Umstände gezwungen, sich dem nächstbesten Manne für zeitlebens an den Hals werfen müssen; ich sehe das, trotzdem es das Schicksal mit mir besser gemeint hat.“

„Nennen Sie sich gar nicht in Einem Athem mit jenen Unglücklichen! Ihnen steht die Wahl offen unter sämmtlichen unverheiratheten Männern der Welt, wess' Standes und Ranges sie auch seien, und gehörte bei uns die Polygamie nicht zu den verbotenen Früchten, so stünden auch sämmtliche verheirathete Männer blindlings zu Ihrer Verfügung. Sie können auswählen unter Künstlern, Dichtern...“

„Nur mit diesen kommen Sie mir nicht!“

„Warum? Können Sie sich etwas Schöneres vorstellen, als an der Seite eines Poeten zu leben?“

„O ja: seine Gedichte zu lesen, ihm hie und da in Gesellschaft zu begegnen, aber verehelicht zu sein mit einem Manne, der nicht auf Unsterblichkeit rechnet und sich in Folge dessen bemüht, auf Erden angenehm, erträglich, liebevoll zu sein.“

„Sie stürzen da mit diesen Worten ein ganzes Gebäude wohlaccreditirter Ansichten um.“

„Daran liegt nichts. O, ich hatte auch meine Zeit, es war die Backfisch-Epoche, als ich es mir unsäglich beglückend darstellte, die Lebensgefährtin eines Musensohnes zu sein. Er schaffend, ich ihn begeisternd — ich schwelgte im voraus im Genusse eines solchen Zusammenlebens. Seither habe ich leider zu viele berühmte Leute in der Nähe kennen gelernt, als daß ich von dieser Schwärmerei nicht hätte zurückkommen sollen. Könnte ich das Leben noch einmal anfangen, so würde ich den Celebritäten immer so weit als möglich vom Leibe bleiben — nur so wahrt man die Illusionen, die man sich zu ihren Gunsten gemacht. Ihr Männer seid immer um Vieles kleinlicher, als die weibliche Phantasie sich euer Wesen vorstellt; am meisten trifft dies aber bei den berühmten Männern zu, denn von ihnen erwartet ein Mädchenherz noch mehr als von den übrigen. Die Männer sind Egoisten; Künstler und Dichter unter ihnen sind es doppelt. Sie vergöttern nur sich selbst, hegen und pflegen ihre liebe Eitelkeit, damit sie sich stattlich entwickele, thronen als Götzen und betrachten die Frau als einen Factor mehr, der sie anzubeten verpflichtet ist.“

„Wessen Gattin möchten Sie also sein? Eines Strumpfwirkers etwa?“

„Nennen Sie mich beschränkt, schwunglos, wie Sie wollen, aber lassen Sie mich offen gestehen: Ich hätte nicht die Gattin Heinrich Heine's sein mögen, lieber diejenige eines hochgebildeten, warm empfindenden Kaufmannes, dessen Herz ich ganz und gar ausgefüllt hätte."

„Nicht die Gattin des Dichters, der eines Tages Ihnen früher als sonst Jemandem entzückende Verse vorgelesen hätte, wie:

„Die schlanke Wasserlilje
Schaut träumend empor aus dem See."

oder

„Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder?"

„Diese Verse sind ebenso entzückend, wenn Andere vor Einem sie gekannt und sich an ihnen erfreut haben. Auch kann ein Poet Einem nicht den ganzen Tag Gedichte vorlesen, und ich habe die schreckliche Entdeckung gemacht, daß Berühmtheiten im täglichen Umgange oft unerträglich und sogar, verzeihen Sie das harte Wort, langweilig sind. Was hat man Heinrich Heine's Witwe verschimpft! Die arme Mathilde konnte die deutschen Gedichte ihres Mannes nicht lesen, und im Uebrigen sah sie einen dahinsiechenden Menschen, einen lebendigen Leichnam, und sie hätte sich glücklich und stolz fühlen sollen! Ich möchte Einen von euch in solcher Situation sehen, ob

ihr die Seelengröße hättet, die man von einer ungebildeten, lebenslustigen Pariserin da verlangt hat. Verheirathet einmal einen deutschen Mann, der des Chinesischen nicht mächtig ist, mit einer kranken Chinesin, die in ihrer Muttersprache die wunderbarsten Gedichte macht, und seht dann zu, ob er sich anders betragen wird als Mathilde Heine!"

„Sie reden dem Philisterthume das Wort."

„Im Gegentheile. Glauben Sie mir, daß Niemand von den Gattinnen mehr Philisterthum fordert als Dichter und Künstler; sie begehren bedingungslose Bewunderung der vom Herrn und Gebieter producirten Trauerspiele oder Novellen oder Gemälde, dann aber, wenn dieser Tribut gezollt ist, weiters mit aller Unerbittlichkeit, daß die Suppe nicht um ein Atom Salz zu viel enthalte, daß an der Wäsche kein Knöpfchen beschädigt sei — so peinlich wie irgend ein Specereiwaarenhändler und sogar noch etwas peinlicher. Was in Büchern gefaselt wird von den mitstrebenden, an dem hohen Berufe theilnehmenden Frauen, das ist in den meisten Fällen eitel Geflunker. Die Dichter und Künstler wollen gar keine Mitstrebenden und keine Theilnehmenden, sie heirathen entweder, um Geld zu bekommen oder um sich anbeten zu lassen, oder um ihre Hauswirthschaft in sichere, verläßliche Hände zu legen. Bedeutende Männer vertragen keine bedeutende

Frau. Ich habe nie darüber gestaunt, daß Alfred de Musset und die George Sand sich so rasch zerzankten."

„Die Schuld lag an der George Sand."

„Das ist möglich. Es ändert nichts an der Erfahrung, daß die großen Dichter und Künstler kleine, gutmüthige Alltags-Frauen brauchen, um sich wohl zu fühlen. Goethe wäre mit einer anderen Gattin als mit Christiane Vulpius nicht ausgekommen."

„Sie werden mir aber zugeben, daß auch die von Ihnen so sehr gehaßten Dichter und Künstler nicht selten von verständnißlosen Frauen unglücklich gemacht werden."

„Gewiß gebe ich das zu. Nur erleichtern die also Geplagten ihr Herz, indem sie ihr persönliches Malheur zu künstlerischen Zwecken verwenden. Für Lord Byron als Dichter bedeutete es Glück, daß er in der Ehe unglücklich war..."

„Sie wollen durchaus nicht gerecht sein, Sie wollen es nicht Wort haben, daß Frauen das Leben bedeutender Männer vergiftet und vergällt haben. Mir thut das Herz wehe, wenn ich z. B. daran denke, wie die Ehe des großen David Friedrich Strauß mit der Sängerin Auguste Schebest ausgefallen. Sie dauerte bis zur Trennung fünf Jahre, und während dieser Zeit lag Strauß — er selbst drückte sich so aus — „alle Wissenschaft, alles Geistesleben so fern wie

dem Schiffbrüchigen die Bewirthschaftung seiner Güter auf dem Lande."

„Das ist schrecklich, aber wenn man der theologische Forscher David Friedrich Strauß ist, darf man nicht eine Sängerin zur Frau nehmen. Die Schuld liegt da wieder einmal am männlichen Theile. Wer sich über Jesus Christus so klar wird wie Strauß, der sollte es sich vor Allem über sich selber sein."

„Mit Einem Worte: die Frauen sind Engel, die Männer Teufel?"

„Das behaupte ich nicht. Ich vertheidige nur die Ansicht, daß das Eheglück im Sonnenglanze der Berühmtheit nicht immer am besten gedeiht. Einen großen Dichter soll man bewundern, aber nicht heirathen. Einer meiner Lieblings-Autoren, Alphonse Daudet — zum Manne möchte ich auch ihn nicht — hat ein reizendes Buch geschrieben: „Les femmes d'artistes." Darin beweist er, daß Künstler (diese Bezeichnung im weitesten Sinne genommen) überhaupt nicht heiraten sollen; denn entweder verstehen sie ihre Frauen nicht oder ihre Frauen verstehen sie nicht. Er erzählt da auch von einem Sänger und einer Sängerin, die einander heirathen; der Mann wird eifersüchtig... nicht etwa auf die Frau, sondern auf den Ruhm der Frau, und läßt sie eines Abends auszischen..."

„Das kommt in der Wirklichkeit nicht vor.“

„Vielleicht doch. Aber auf alle Fälle ergibt sich für uns Frauen die Lehre: Heirathet keine Poeten, keine Musiker, keine Maler e tutti quanti.“

„Sie haben nicht so Unrecht, meine Gnädige.“

„Das sagen Sie und sagen es mir?“

„Warum sollte ich nicht?“

„Weil Sie doch selbst ein Dichter sind.“

„Pardon! Ich bin kein Dichter; ich habe Gedichte blos veröffentlicht, aber es hat Niemand sie gekauft, sie dürfen mithin — wie die Diplomaten sich ausdrücken — als non avenus betrachtet werden.“

„Das ist natürlich ein Milderungsgrund.“

„Den Sie gelten lassen?“

„Den ich gelten lasse.“



Clichés.

Was ein Cliché ist, weiß wohl Jedermann. Um einen Holzschnitt, einen für den Druck bestimmten Lettersatz für rasche und billige Vervielfältigung einzurichten, wird vom Holzschnitte, vom Lettersatze ein Abklatsch gemacht; das kann auf mancherlei Art geschehen, aber das Resultat bleibt immer dasselbe: Zeichnung oder Satz werden stereotypirt und, ohne daß man das Original zu benützen braucht, in erdenklichst großem Quantum wiedergegeben. Diese Procedur, welche dem Handwerke, aber nicht der Kunst angehört, ist längst vom mechanischen auf geistiges Gebiet übertragen worden. In öffentlichen Reden und in öffentlichen Schriften tauchen unzählige Clichés auf. Irgend Jemand sagt oder schreibt zu irgend einer Zeit eine Phrase zum erstenmale. Conversation und Schriftthum beeilen sich, die Phrase zu stereotypiren, und nun verfolgt diese die Hörer und die Leser mit unerbittlicher Hartnäckigkeit, mit unbegrenzter Zudring=

lichkeit. Man verwechsle das Cliché nicht mit dem „geflügelten Worte." Büchmann für die Deutschen, Fournier für die Franzosen haben mit Clichés nichts zu thun. Das „geflügelte Wort" entstammt nachweislich einer nennbaren Quelle. Das Cliché kommt, Niemand weiß: woher? Das „geflügelte Wort" will etwas Bestimmtes ausdrücken, will meistens einem allgemein verbreiteten Gedanken eine speciell gewählte Form verleihen. Das Cliché hat den Zweck, den Mangel an Gedanken zu verbergen. „Und wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein."

Das „geflügelte Wort" lebt durch die Jahrhunderte, weil es in bezeichnendster Weise ausdrückt, was Hunderttausenden nur unklar und verschwommen vorgeschwebt, wofür Hunderttausende vergebens nach der prägnanten sprachlichen Bezeichnung gesucht, bis der bevorzugte Geist gleichsam spielend fand, was Andere nicht mit heißestem Bemühen erringen konnten. Das Cliché verdankt seine Langlebigkeit der Gedankenträgheit der großen Masse, überdies aber der Macht der Gewohnheit, welche stärker ist als die bessere Einsicht, als die Stimme des Geschmackes, als die geistige Selbstständigkeit vieler Individuen. Die deutsche Sprache besitzt nicht so viele Clichés wie die französische. Letztere neigt in Folge ihrer Structur zur leicht zu stereotypirenden Phrase besonders hin, und die Melodie,

in welche jeder französische Redner verfällt, trägt dazu bei, manchen Wendungen einen unverdient langen Bestand zu geben. Gewisse französische Clichés werden immer in einem gewissen sich gleich bleibenden Tonfalle vorgebracht. „Nos institutions que l'Europe nous envie," wird ein Redner so recitiren wie der andere, gleichwie jeder sich hüten wird, anstatt „la noble France" etwa blos „la France" zu sagen ... In den Landen deutscher Sprache ist öffentliches Rednerthum nicht alt und nicht ausgebildet genug, um über einen so großen Vorrath an Clichés zu gebieten wie das französische Parlament. Dagegen hat die Presse auch bei uns in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Fülle von Gemeinplätzen gezeitigt, die wir nimmermehr zu bannen vermögen. Ein unparteiischer Geschichtsschreiber des Journalwesens wird einst erörtern müssen, wie die Zeitungen einerseits in nicht genug zu dankender Weise für Popularisirung von Kenntnissen gewirkt, welche sonst unzähligen Menschen wären verschlossen geblieben, andererseits aber zum Verderb der deutschen Sprache unwillkürlich beigetragen haben. An einer entschuldigenden Erklärung fehlt es allerdings nicht. Die Hast der Arbeit, der Andrang des Materials, welches bewältigt sein will, lassen den Gebrauch vorhandener, fertiger Phrasen oft erwünscht erscheinen, auch wenn sie dem Genius der Sprache zuwiderlaufen. Zum

Zwecke der Arbeitserleichterung wird das Cliché verwendet — was Wunder, daß es sich ausnimmt wie die nicht nach Maß gemachten, sondern fertig gekauften Kleider, die Einem zu eng oder zu weit, zu lang oder zu kurz sind. Und es muß doch das Ideal des schreibenden Menschen sein, aus seiner eigenen Flasche zu trinken! Goethe hat sich sein Deutsch selber geschaffen.

Um das Wesen der Clichés zu erfassen, brauchen wir nur etliche von ihnen zu betrachten — gleichviel ob gedruckte, geschriebene oder gesprochene. Ich denke dabei nur an einzelne Wendungen und sehe ganz von räumlich längeren Clichés ab, die alljährlich zu bestimmter Zeit wiederkehren wie die Notizen über den ersten Maikäfer, den Mann mit der Gabel im Magen und den Haifisch bei Triest. Jene Wendungen drängen sich Einem auf sowohl im gewöhnlichen Leben wie in den Spalten der Zeitungen. Noch selten ist in Wien ein halbwegs bekannter Mensch über fünfzig Jahre alt gestorben, ohne daß man zu lesen bekommen hätte: „Wieder ist ein Stück Alt-Wien zu Grabe getragen worden.“ Nie stirbt eine öffentliche Persönlichkeit — und wäre sie neunzig Jahre alt geworden und seit dreißig Jahren gehirnweich gewesen — von der man nicht versicherte, sie sei uns „zu früh entrissen“ worden. Ebensowenig ist die Versicherung zu umgehen, daß „der Todte

ewig im Andenken seiner Freunde fortleben" wird. In der Umgangssprache gibt es Clichés, deren man sich mit völliger Gedankenlosigkeit bedient. Auf die Frage: „Wie geht es Ihnen?" erwarten die Fragenden meistens gar keine Antwort. Eher passirt es, daß ein Ball-Berichterstatter nicht erzählt, er habe sich „in einen Wagen geworfen," als daß Einem Folgendes erspart bleibt: Man reist von Wien nach Berlin, kommt zurück, begegnet auf der Ringstraße einem Bekannten, und dieser fragt: „Sind Sie wieder hier?" ... Wie Der staunen würde, wenn man ihm sagte: „Nein!" ... „Man muß mit Wenigem zufrieden sein," sagen die Leute, die im Ueberflusse leben, und über die „Plage, die man mit großer Dienerschaft hat," sowie über die „Unannehmlichkeit, die heutzutage der Besitz eines Hauses" mit sich bringt, jammern die also Geplagten in der Regel zu jenen Beneidenswerthen, die sich selber ihr Holz spalten müssen oder wegen rückständiger Wohnungsmiethe mit Delogirung bedroht sind. „Wie Sie aber gut aussehen!" sagt man auch zu Todes-Candidaten, und daß „der Selbstmord eine Feigheit" sei, behaupten alle Menschen, die nicht die mindeste Ursache haben, mit dem Leben unzufrieden zu sein. Sollen es nur einmal mit der Feigheit versuchen!... In jeder Epistel eines

professionellen Schuldenmachers kommt unbedingt das Cliché vor, daß er sich „in momentaner Verlegenheit“ befinde und leider „gerade in diesem Monate Zahlungen zu leisten“ habe. Jeder Schwindler verfügt über die wehmüthige Klage, daß ihm „seine Gelder nicht eingegangen“ seien... Die „gute alte Zeit“ loben natürlich auch Diejenigen, die sich früher viel übler befunden haben als jetzt, und speciell in Wien stirbt das Cliché nicht aus: „Es gibt keine echte Gemüthlichkeit mehr.“ Niemand wird bestreiten, daß „der Zahn der Zeit“ ebenso Cliché ist wie „der große Todte“ oder „die Stimme des Blutes,“ und daß es in dieselbe Kategorie gehört, wenn entthronte Monarchen, die in der Englischen Bank ihre Millionen deponirt haben, das „bittere Brod der Verbannung“ essen. Eine Weltausstellung ist noch heute ein „friedlicher Wettkampf der Nationen“... Der Bericht über jedes Kränzchen, über jede öffentliche Unterhaltung schließt mit der Bemerkung: „Das herrliche Fest wird Allen, welche daran theilnahmen, unvergeßlich bleiben,“ und bei jeder solchen Gelegenheit heißt es entweder: „Mitternacht war längst vorüber, als man sich trennte,“ oder „Das Fest währte bis zum frühen Morgen.“ Ein bekannter Wiener Verleger wird nie anders als

„*rührig*,“ ein landsmännischer Musiker mit Consequenz „*wacker*“ genannt. Nie ohne diese Epitheta! In der Gerichtssaal-Rubrik liest man auf *alle* Fälle von den „*warmen Worten des Vertheidigers*,“ während die Polizei-Reporter eine Mittheilung über ein Verbrechen, auch wenn die Behörde nicht ahnt, wer es verübt hat, mit der Wendung schließen: „*Man ist dem Thäter auf der Spur*.“

Der „*natürliche Beruf der Frau*“ taucht nicht selten auf. Mit Bezug auf das weibliche Geschlecht existiren unzählige Clichés. In der Literatur wie im Umgange hat sich dem weiblichen Geschlechte gegenüber eine ganz verwerfliche Verlogenheit herausgebildet: scheinbarer Enthusiasmus, hinter dem sich oft hochgradige Geringschätzung verbirgt. Ich lobe mir ehrliche Grobiane, wie Bogumil *Goltz* oder Alphonse *Karr*. Sie sagen den Weibern gesunde Wahrheiten, während Andere einen exaltirten Frauencultus heucheln, weil dieser sich bequem mit Hilfe von Clichés betreiben läßt. Stirbt die Gattin eines Dichters, und hat sie sich auch immer um ihre Schneiderin viel mehr gekümmert als um ihres Mannes Muse, so heißt es doch im Nekrolog: „*Sie war ein echtes Dichterweib*.“ In Nachrufen auf andere Frauen ist das Cliché üblich: „*Anmuthig waltete sie in dem engen Kreise ihres Hauses, eine muster-*

hafte Gattin und Mutter.“ Verliebte junge Leute bedienen sich gern des Cliché: „Ich kann ohne dich nicht leben“ — manchmal bringen sie das aber doch zu Stande! — und auf dem Wege der Vererbung haben sie den Gebrauch überkommen, die Lippen der Angebeteten mit Korallen, die Zähne mit Perlen, die Augen mit Mandeln zu vergleichen, dazu einen Schwanenhals und Haare aus Seide zu entdecken — und es fehlt dann nichts, als daß ein Maler das Alles wörtlich nimmt und auf Grund dieser Clichés getreulich ein Porträt malt. Bei Gelegenheit jeder silbernen Hochzeit — und hätte die Gattin sich während eines Vierteljahrhunderts als Drache bewährt — ist von einer „fünfundzwanzigjährigen glücklichen Ehe“ die Rede, sowie jede Witwe beim Tode des Gatten „gebrochen“ ist, manchmal aber dazu kommt, sich wieder aufrichten zu lassen. Weiß man an einer Frau absolut nichts Anderes zu rühmen, so preist man ihren „Geschmack,“ was gewöhnlich die Kunst bedeutet: unnütz Geld auszugeben. Mit Damen, welche in der Lage sind, Soiréen zu veranstalten, hat die Lobhudelei es leicht. Da wird das Cliché hervorgeholt: „Frau X. machte mit vollendeter Liebenswürdigkeit die Honneurs.“

Erzeugen die Zeitungen im Allgemeinen sehr viele Clichés, so dürfen die Theater-Kritiker ins-

besondere sich nach dieser Richtung einer horrenden Fruchtbarkeit rühmen. Der Beifall, der „stürmisch durch das Haus braust“ und „sich nicht legen will“ — schließlich legt er sich doch! — der „sichtlich ergriffene“ Jubilar, der „mit vor Rührung erstickter Stimme dankt,“ die Darsteller, welche „mit Lust und Liebe“ gespielt oder sich um den Erfolg „verdient gemacht“ haben, der Director, dem mit einem neuen Stücke „ein Treffer“ zufällt — das Alles ist landläufig und bekannt. Wollen die Kritiker schonen, so schreiben sie einer in Offenbach's Genre sich bewegenden Operette „sinnige“ Melodien zu, versichern von einem Carnevals-Schwank, er habe eine „ehrende“ Aufnahme gefunden, und fällt ein Stück durch, weil es aller Handlung entbehrt, so versichern sie, der Dialog „erinnere an Musset.“ Erlebt ein Trauerspiel ein Fiasco, so wird die „schöne Tendenz“ desselben und des Autors „edles Streben“ hervorgehoben. Ein Prolog, der zum elftenmale wieder sagt, was schon zehn vorher gesagt, ist „schwungvoll.“ So oft Lindau ein neues Stück oder Strauß eine neue Operette schreibt, erscheint das Cliché: Dieses Stück werde das „beste“ von Paul Lindau, diese Operette die „beste“ von Johann Strauß sein. Hat ein Künstler einmal einen Beinamen bekommen, so wird dieser stereotypirt. Jahrelang wäre es ein

crimen laesae majestatis gewesen, in Wien „Herr Ascher“ oder „Fräulein Geistinger“ zu sagen. Die Clichés hießen: Der „geistreiche“ Ascher und die „ewig junge“ Geistinger... Das sind nur so etliche Proben. Wollte man die Clichés aufzählen, deren die Dramatiker sich bedienen, man käme damit nicht zu Ende. Namentlich das sogenannte Volksstück arbeitet mit Clichés: mit dem bösen Grafen und dem guten Schuster — mit den unbemittelten Liebenden, denen ein steinreicher Wohlthäter dreißigtausend Gulden aus seiner linken Westentasche gibt, damit sie im letzten Act heiraten können — mit dem Cavalier, der um 7 Uhr Morgens im Bett eine Flasche Champagner und drei Paar „Frankfurter“ frühstückt, und was dergleichen mehr. Es ist aus der Mode gekommen, daß die Bösewichte auf der Bühne rothe Perrücken tragen, daß die beleidigte Unschuld ausruft: „Ha, mir das!“, aber die Naive, die ihr Herz entdeckt, der vorurtheilslose Fürst, der eine Gouvernante heiratet — Clichés, nichts als Clichés! Daß gerade die gelesensten Romane auch mit Clichés arbeiten, wem wäre das unbekannt? In neunundneunzig Fällen unter hundert spielen die verschiedenen Romanciers mit denselben Karten, sie mischen sie nur anders; Werke, wie „Ekkehard,“ „Soll und Haben“ und noch zwanzig oder dreißig Romane sind da auszunehmen. Im Uebrigen

braucht man von den meisten Romanen nur die Mitte zu lesen, um zu errathen, worin der Anfang bestanden hat und was das Ende bringen wird. Dumas père war wenigstens ehrlich genug, den Gebrauch von Clichés gar nicht zu bemänteln. Er hatte seine stereotypirten Anfänge, zum Beispiel: „Es war in einer kalten Decembernacht 18.. Der Schnee fiel in dichten Flocken. Auf der Straße von Auteuil nach Paris ritten zwei dicht vermummte Männer. Der kleinere hielt sich in respectvoller Entfernung hinter dem größeren...“ Und so fort mit Grazie!.... Wenn gar kein anderes, so hat die „naturalistische Schule“ in Frankreich das Eine Verdienst, dem Götzen Cliché nicht zu huldigen und lieber sich zu verirren, als mit Hilfe der Stereotypie zu arbeiten. Das müssen selbst die heftigsten Gegner des „Roman naturaliste“ und „expérimental“ zugestehen — ein Analogon dazu, daß auch die eifrigsten Anti-Wagnerianer nicht bestreiten können: Richard Wagner habe das Cliché aus der Oper vertrieben, die stereotypirten Geschöpfe, die ein italienischer Librettist dem andern getreulich nachschrieb.



Reclame.

Wenn Lazarus, der berühmte Völkerpsycholog, von einem „Jahrhundert der Erziehung“ spricht, so darf wohl der Plauderer, der sich mit einem kleineren Gesichtskreise begnügt, das „Jahrhundert der Reclame“ zum Gegenstande einiger Bemerkungen machen. Freilich, es ist kaum noch so viel auf dem Gebiete der Erziehung gethan worden, wie in unserem Säculum, aber man hat auch kaum noch so viele Reclame gemacht wie in demselben. Wir sprechen, wir hören, wir essen, wir trinken, wir athmen, wir schlafen Reclame. Sie empfängt uns bei der Geburt, sie entläßt uns erst am Rande des Grabes, und über dieses hinaus dauert sie oft weiter in der Form von — Nekrologen. Was ist Reclame? Worin besteht sie und wie wird sie geübt? Ja, wenn diese Fragen so leicht zu beantworten wären ... Von der Etymologie wird die Reclame zurückgeführt auf „reclamare,“ „oft rufen.“ Das wäre also die Erklärung? Man ruft ein und

dasselbe Wort oftmals, um auf die Sache, die es bedeutet, aufmerksam zu machen. In der That will man heutzutage Aufmerksamkeit erregen, und da das schwerer wird von Tag zu Tag, muß man öfter, viel öfter „rufen“ als in früherer Zeit. Ehedem mag es genügt haben, aus dem „clamare“ „reclamare“ zu machen. Heute muß die Verstärkung erhöht werden. Es „rufen“ ihrer Viele, und das Publikum schenkt so ungern Gehör. Wie auf allen Gebieten, so wird auch auf jenem der Reclame die Concurrenz täglich größer. In allen Ständen, auf jedem Felde will man Reclame machen; die Aristokratie will es, die in einem Tableau vivant mitgewirkt; der Bürgersmann will es, der bei der Eröffnung einer neuen Suppen- und Thee-Anstalt eine ergreifende Ansprache an die versammelte Clientel hält; der Politiker und der Arzt, der Kaufmann und der Künstler, der Advocat und der Prediger, sie Alle wollen Reclame, und wer nie etwas Oeffentliches geleistet, sucht einen Anlaß zum Reclamemachen wenigstens in seinen Privateigenschaften — z. B. in seinem fein zugespitzten Schnurrbarte oder seinen tadellos sitzenden Schuhen.

Eitel waren die Menschen immer. Nur waren sie es nicht immer in gleicher Art. Im vorigen Jahrhundert fühlte sich auch der Eitelste zufrieden, wenn er in einem schöngeistigen Salon, in einem Bureau

d'esprit, seine Einfälle vorbringen und sich ihrer Wirkung erfreuen durfte. Uns aber hat der Enthusiasmus für die Oeffentlichkeit erfaßt, wir leben zum Fenster hinaus, wir verkünden mit Vorliebe unsere Autobiographien, und bei excentrisch angelegten Naturen artet diese Vorliebe in Kundgebungen aus wie das Buch der Frau Rakowitza-Dönniges: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle." Dieses Buch gehört weniger zur Scandal- als zur Reclame-Literatur, welche wieder in inniger Verbindung steht mit der Literatur-Reclame. . . Auf lautem Markte drängen sich und schreien ihrer gar Viele; es muß Einer tüchtige Ellbogen und tüchtige Lungen haben, um sich bemerkbar zu machen. An und für sich hat die Reclame allzeit existirt, und obwohl ihr volles Aufblühen entschieden der neuesten Zeit angehört, gab es doch immer ungewöhnliche Menschen, die ihrer Epoche voraus waren und in die Zukunft hinüberragten .... Frau von Krüdener, die Erfinderin der „heiligen Allianz," hatte einen Roman: „Valérie," geschrieben. Sie ersann ein eigenartiges Mittel zu seiner Popularisirung. Incognito begab sie sich in Modemagazine und verlangte Hüte, Coiffuren u. s. w. à la Valérie. „Was meinen Sie damit?" — „Nun, die Sachen werden nach dem neuen, großartigen Romane der Madame Krüdener so genannt." Nach und nach erfahren die übrigen Modewaaren-

händler, daß Gegenstände à la Valérie stark gesucht werden, machen endlich welche auf gut Glück, und nachdem Frau von Krüdener etliche Novitäten à la Valérie eingekauft hat, zeigt sie sie ihren Freundinnen, diese kaufen sie auch, der Titel des Romans geht von Mund zu Mund, und ist ein Titel einmal populär, so finden sich zuletzt auch Leser für das Buch. Frau v. Krüdener hatte da einen Einfall, der — wie gesagt — in's letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts paßt. Es ist eben nichts neu unter der Sonne, auch die Reclame nicht, aber so wie heutzutage konnte diese doch nie gedeihen, denn es fehlte ihr früher die enorme Ausdehnung des Annoncen- und Placatenwesens, es fehlte ihr eine in ihrer Organisation völlig entwickelte Presse. Das gedruckte Wort übt einen geheimnißvollen Zauber aus, sogar auf Denjenigen, der gewohnt ist, es zu handhaben. Ich habe keinen unbedingten Glauben an alle Annoncen, und doch kann ich nie ohne Rührung der Marquise de Bréhan gedenken, welche seit wenigstens zwanzig Jahren die heilkräftige Revalescière Barry du Barry bestellt, und ich bleibe manchmal ganz ernsthaft, wenn ich zum soundsovieltenmale lese, ein Stück von Paul Lindau werde nun endlich in Uebersetzung an der Comédie Française in Scene gehen. Aber, um zu wirken, muß die Reclame nicht immer gedruckt werden. Gemalt, gesprochen, gemeißelt kann sie ebenso

effectvoll sein. Haschen nicht Diejenigen nach Reclame, die gern auf einem Makart'schen Gemälde mitfiguriren möchten? Verirrt die Reclame sich nicht bis auf Grabsteine? In der französischen Schweiz liest man auf einem Friedhofe in Goldlettern auf Marmor, hier ruhe Monsieur tel et tel, seine untröstliche Witwe betrauere ihn tief und theile dem Publikum mit, daß sie das Hotel „aux hautes Alpes“ weiterführe, Pension inclusive Wein zu 10 Francs per Tag. Dem richtigen Reclamemacher ist eben jeder Anlaß willkommen: Geburt, Tod, Verlobung, Vermählung, sogar der Galgen mit all' seinen Schrecken. In New-York stand die Hinrichtung eines Mörders bevor. Der Verurtheilte durfte in den letzten Stunden Besuche empfangen, und Allen, die zu ihm kamen, klagte er, nicht die Aussicht auf den Tod betrübe ihn, sondern die Idee, daß er seine Frau und seine Kinder in größter Dürftigieit zurücklasse. Da kam ein Fremder und hielt mit ihm etliche Minuten hindurch eine eifrige Conversation. Dann erschien der Verurtheilte gefaßter und heiterer. Ruhig betrat er die Richtstätte, und eben, da der Henker sich ihm nahte, rief der Todescandidat der versammelten Menge mit Stentorstimme zu: „Die beste Chocalode ist doch nur von Robertson & Comp. . .“ Ein Agent dieser Firma war bei ihm gewesen und hatte sich verpflichtet, gegen diese kleine

Reclameleistung für seine Familie zu sorgen. Echt amerikanisch! Drüben in der Neuen Welt ist ja das Eldorado der Reclame, drüben blüht Barnum, der mit der Schaustellung von Washingthon's Amme wohl das Sublimste in diesem Genre geleistet hat, drüben rühren die Impresarii die Trommel, und obwohl jeder Amerikaner weiß, was er von den Fackelzügen und Ständchen zu halten habe, welche den Primadonnen dargebracht werden, scheinen diese Mittelchen nach wie vor zu ziehen, denn andernfalls wäre es nicht zu erklären, daß die Arrangeure an ihnen festhalten. Mundus vult decipi, das ist eine der tiefsten Wahrheiten. Sie erklärt es, daß eine geschickt gemachte Reclame selbst Demjenigen imponirt, der sie als Reclame erkennt... In einem Wiener Theater hielt sich jahrelang Abend für Abend der Vater eines Schauspielers im Stehparterre auf, lobte seinen Sohn so maßlos, wie er dessen Rivalen tadelte, und obwohl die Zuhörer wußten, daß hier Vaterliebe und Reclamemacherei sich zusammengethan, wurde durch diese Stehparterre-Gespräche doch mit der Grund gelegt zur Beliebtheit jenes Bühnenkünstlers. Ein anderer, als Localfigur bekannter Vater — sein Sohn war Advocat — blieb vor den Schaufenstern stehen, in denen eine Photographie des Letzteren ausgelegt war, und begann, dem Publikum einen Vortrag über die Eigenschaften des Originals

zu versetzen. Sigmund Schlesinger hat daraus ein reizendes einactiges Stückchen gemacht: „Mein Sohn...“ Solches Lob aus Vatermund ist eines der tausend und aber tausend Mittel der Reclame. Als grellen Gegensatz gibt sich die „Reclame mittelst Angriffes.“ Diese ist in vielen Fällen besonders zu empfehlen, denn sie macht auf naive Gemüther den Eindruck der Unparteilichkeit; sie bildet ein Pendant zu den bestellten Interpellationen, mit welchen in Wählerversammlungen den Candidaten so scharf zu Leibe gegangen wird, daß diese ihre improvisirte Antwort unter enthusiastischem Beifalle der Anwesenden ertheilen.

Ein vernünftiger Mensch wird in der Wahl der Reclame-Gattung vorsichtig sein. Eines schickt sich nicht für Alle. Wer z. B. überzeugt ist, seine Reclame-Blumen nicht auf heimischem Boden pflücken zu dürfen, weil sich da keine Gläubigen fänden, besorgt seinen Ruhm auf Umwegen. Ein Wiener Tenorist, der keine Stimme hat und hier nicht zum Auftreten kommt, imponirt damit, daß er am Floratheater in Köln Erfolge errungen hat. Wer weiß außerhalb Kölns, was das Floratheater bedeutet? Ein in Berlin wohnender Dramatiker hütet sich wohl, eines seiner Stücke in Berlin geben zu lassen. Ihm genügt es, wenn die Berliner Zeitungen erzählen, sein neuestes Stück habe in Gera, Hildburghausen oder Rudolstadt immens gefallen.

Ein Mann, der in Graz wohnt, steigt gewiß in der Achtung vieler seiner Nachbarn, wenn dort seine Ernennung zum „Genossen des Freien Deutschen Hochstiftes“ in Frankfurt am Main publicirt wird. In Frankfurt lacht man über dieses Hochstift, aber auf so viel Meilen Entfernung sehen die Dinge gar verändert aus. In jeder größeren italienischen Stadt existirt ein Verein, ein Circolo, der Ordenszeichen vertheilt und dafür eine bestimmte Gebühr einhebt. Diese Ordenszeichen darf Niemand tragen, aber was verschlägt das? In den Zeitungen heißt es dann doch (die Notiz ist wirklich ein Citat): „Der Circolo dei promotori in Neapel hat die Opernsängerin Frau H.-G. zum Ehrenmitgliede ernannt und ihr die Ordens-Insignien der Gesellschaft übersendet.“ Es gibt Menschen, die von da an Frau H.-G. mit erhöhter Ehrfurcht betrachten . . .

Im engsten und im weitesten Kreise ist Boden für die Reclame. Ich weiß eine Familie, deren Mitglieder unter dem Titel „Mutua Reclamia“ einen Verband zur gegenseitigen Belobung gestiftet haben; die Angehörigen dieses Verbandes loben aneinander Alles, Alles ohne Ausnahme. Sogar wenn einer von ihnen eine Zahngeschwulst bekommt, rufen die Uebrigen mit Entzücken aus: „So geschwollen wie Du ist doch Niemand! . . .“ Aber nicht nur die Fremden, welche

zufällig zuhören, glauben an dieses Entzücken, sondern die Mitglieder der „Mutua Reclamia“ selbst nehmen ihre Lobesergüße mit andächtigem Ernste auf. Im Weiteren ist ein Spiegelbild solcher Verbrüderung die wechselseitige Lobes-Assecuranz, die heutzutage unter den deutschen Schriftstellern üblich geworden.

Die Reclame, wie sie sich herausgebildet hat, ist einerseits eine Frucht des Streberthums, andererseits aber deshalb ein Merkzeichen der menschlichen Eitelkeit, weil dieselben Leute, welche die Reclame machen, im Stande sind, an sie zu — glauben. Es geht damit wie mit der Claque, die von den Schauspielern bezahlt wird und, wenn sie tüchtig arbeitet, ihre Brodgeber nicht selten in wirkliche Rührung versetzt. Ich weiß eine Liebhaberin, die Abends wie närrisch über die ihr geworfenen Kränze jubelte, die sie am Morgen in der Blumenhandlung gekauft hatte . . . Nirgends gedeiht die Reclame so fröhlich wie in der Theaterwelt. In den Theateragentur-Organen ist jeder vierteljährige Abonnent begabt, jeder halbjährige ein Genie, jeder ganzjährige ein Reformator des Bühnenwesens, und wer ein Uebriges thut, wird gar porträtirt, mit Beigabe einer Gebrauchsanweisung, das heißt, einer Biographie. In diesen Zeitungen schreiben die Künstler über sich selbst. Ist die Redaction oberflächlich, so kann in einem Berichte der Satz stehen bleiben: „Herr X.



als Posa war großartig; nach der entscheidenden Scene mit dem König wurde ich dreimal gerufen." Besonders beliebt zu Reclamezwecken sind die Jubiläen mit der obligaten Rührung, der feierlichen Ansprache und der von Thränen erstickten Antwort, dem von den Collegen gewidmeten Pocal (in manchen Fällen Remontoir-Uhr sammt Kette) und, falls die Rührung in einem der kleineren deutschen Staaten spielt, mit dem vom Landesherrn verliehenen Ritterkreuze. Ist gerade kein anderer Anlaß da, so wird von den Ferienprojecten der Künstler erzählt, von ihren Landaufenthalten, von den Gastspiel-Anträgen, die ihnen geworden, u. dgl. m. Fräulein Minnie Hauck langt seit Jahren mit einer Reclame aus: mit der Geschichte ihres Kampfes mit einem Indianer. Sie ist Amerikanerin. In Amerika reiste sie einmal, da wurde der Zug von Indianern überfallen . . . . wozu aber die ganze Historie wieder erzählen? Genug daran, Minnie Hauck schlug den Indianer natürlich in die Flucht. Wilde Indianer fürchten sich bekanntlich immer vor Primadonnen.... Eine Wiener Operettensängerin erfand ein Kind, das sie vom Ertrinken gerettet (sie das Kind nämlich), aber diese gewiß auch sehr schöne Geschichte litt unter dem Hauck'schen Indianer-Roman und machte nicht den erwünschten Effect... Recht nette Wirkung bringt es in der Regel hervor, wenn ein Künstler aussprengen

läßt, er wolle die Stätte seiner Wirksamkeit verlassen, da er glänzende Anträge nach auswärts habe, einige Zeit schwankt, ob er bleiben oder gehen soll, und schließlich zur Genugthuung seiner Verehrer „erhalten bleibt." Es gibt Mimen, die uns auf diese Art durch ein Menschenalter „erhalten" geblieben sind. Solche Inventarstücke sichern sich eine Art von Gewohnheitsbeifall. Ueberhaupt ist die Gewöhnung des Publikums der halbe Erfolg des Künstlers. Jeder Ort erzieht sich seine Localgröße, deren Bedeutung man zwei Meilen weiter gar nicht zu würdigen weiß. In der Nähe Wiesbadens wohnend, las ich zweieinhalb Jahre hindurch täglich von Fräulein Rolandt als von der „Wiesbadener Nachtigall." Im Anfang ärgerte ich mich, aber endlich war ich daran gewöhnt, und wenn ich von Fräulein Rolandt sprach, nannte ich sie unwillkürlich die „Wiesbadener Nachtigall".... Das schönste Ergebniß der Gewöhnung ist es, wenn einem Künstler jede Titulatur abgenommen wird, wenn man nicht mehr sagt oder schreibt: „Frau Gallmeyer," sondern „die Gallmeyer." Noch schöner klingt der Name mit einem Fürwort des Besitzes, z. B. „Unser Tewele." Grobheit ist in diesem Falle die höchste Höflichkeit. Das gilt ja auch in Frankreich. Der „Misanthrope" ist von Molière, ein moderner Operettentext dagegen von Messieurs Chivot und Duru... Es

gibt in Wien einen Künstler, der die Journalisten jahrelang bat, ihn nicht „Herr“ zu nennen. Er wußte, was er damit verlangte... Manche Künstler sehen ein, daß sie keine Selbsterkenntniß haben, und getrauen sich deshalb nicht, sich selber ein Epitheton beizulegen. Sie ersuchen deshalb befreundete Redacteure um gütige Aufnahme einer Notiz, in welcher sie einigen Raum behufs Ausfüllung freilassen. „Der ...... Tenorist X. Y. wird“ u. s. w. An die Stelle der sechs Punkte ließe sich schreiben: „berühmte“ oder „vortreffliche“ oder „geschätzte.“ Dagegen liegt es nicht in der Absicht des Petenten, sie etwa durch „stimmlose“ oder „ausgesungene“ ersetzt zu sehen. Die Theater-Directionen leisten in officieller Reclame ganz Respectables. Sie erzählen ewig von ausverkauften Häusern, von Leuten, die Abends bei der Billetcasse unbefriedigt umkehren mußten, von rasenden Beifallsstürmen und dergleichen Elementar-Ereignissen. Als im Theater in der Josefstadt vor Jahren die Dachfenster vermehrt wurden, verschickte die Direction an die Zeitungen ein Communiqué, in welchem die neuen — Ventilations-Einrichtungen gepriesen waren. Der Secretär, der das Communiqué verfaßte, gestand mir später einmal ferne von Wien den lustigen Reclamestreich. Einige Reclame-Typen und -Züge sind in der Kunstwelt stereotyp; der kleine Virtuose, der seit undenklichen Zeiten eilf

Jahre alt ist; der Eifer des Hamburger Directors Pollini für die heiligsten Interessen der Kunst; die erste Aufführung, die schon deshalb des Besuches lohnt, weil der Autor zu derselben sicher hier eintrifft (natürlich ist der Autor durch Unwohlsein an der Reise verhindert worden); das lebhafte Interesse der Directoren, die keine Novitäten haben, an guten, älteren Stücken; die Begeisterung für Dichter-Heroen, die sich manchmal in wahrhaft erhebender Weise äußert. So in der Fürstengruft zu Weimar. Wer diese heilige Stätte betritt, der findet vor Schiller's Sarg ein zierliches Kästchen, enthaltend einen Lorbeerkranz aus Sammt, auf jedem Blättchen eingestickt der Titel eines Schiller'schen Werkes, und als Urheberin dieser Huldigung genannt: Marie Niemann-Seebach. Welch' gut ausgeklügelte Reclame für — Schiller!

Hat all' die Reclamemacherei einen Zweck? Wohl nur für den Augenblick. Nachhaltig wirkt die Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Bei den Mustergastspielen am Münchener Hoftheater 1880 zerstob der Ruhm so mancher künstlich aufgebauschten Größen wie nichts, indessen Sonnenthal die Weihe empfing als Deutschlands erster Schauspieler. Und wenn irgend Jemand, so ist eben Sonnenthal kein Reclameheld. Darin liegt eine tiefe Beruhigung. Die Reclame mag sich den Augenblick erobern. Die Zukunft aber gehört den

großen, echten Leistungen, gehört Denen, die gerungen, gestrebt, gearbeitet haben, ohne den Mund voll zu nehmen, ohne der Welt in die Ohren zu schreien: „Nur hereinspaziert! Gleich wird angefangen! Billiger und dauerhafter als überall! ...“

Dichtung und Wahrheit.

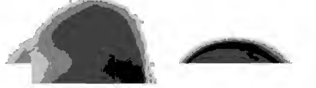
(Eine Sonntags-Betrachtung.)

Für uns Stiefkinder des Schicksals, die in der Tretmühle täglicher Arbeit stehen, für uns ist der Sonntag mehr als eine Ruhepause, mehr als ein vom Kalender dargebotener Vorwand zum Faullenzen; er ist ein letzter Lichtschimmer von Idealismus, der uns nach sechs Tagen des Kampfes und der Robot in die Stube fällt. Er läßt uns aufathmen als „freie Söhne der Natur," wir vergessen einen Augenblick allen Zwang, der mit dem Montag wieder beginnt, und das bloße Gefühl, nicht ängstlich auf die Uhr sehen zu müssen, macht uns besser, macht uns empfänglicher für das Ideale. Wer lauscht enthusiastischer den flammenden Worten Posa's, als der Sonntags-Theaterbesucher, der während der Woche andere Dinge zu thun hat, als sich um die Classiker zu bekümmern, und des Abends müde in's Bett fällt! Wer eilt freudiger in's Grüne, als der Sonntags-Tourist, der sechs

Tage lang in die Stadt gebannt ist in Staub und Hitze! . . . Tausende von Menschen sehen an Sonntagen ganz anders aus als an Wochentagen; man gewahrt da in ihren Augen, die sonst glanzlos und gelangweilt in die Welt schauen, einen Funken höherer Art — ich möchte in einem Lande nicht leben, wo der Sonntag nicht gehalten wird! Sechs Tage lang wird Einem Jahr um Jahr das bessere Ich genugsam in Fetzen zerrissen — am Sonntag mag man sich zum Ersatze in eine Idealwelt einspinnen, am Sonntag verschließe ich von innen meine Thür und bin für Enttäuschungen nicht zu Hause . . .

Ein Sonntag kommt wieder, und da denke ich unwillkürlich daran, welcher Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Ideal besteht, zwischen *Dichtung* und *Wahrheit*. Jene zeigt den Menschen in seinem Sonntagsstaate, diese in seinem Werkeltagskleide. Und indem man die Beiden denkend in's Auge faßt, springt auch die literarhistorische Erinnerung vor Einem auf, daß mit ihnen alles Ringen und Kämpfen der meisten literarischen Schulen bezeichnet ist. Dichtung und Wahrheit in Einklang zu bringen; das Leben mit der Darstellung des Lebens zu versöhnen; die Kluft zu überbrücken, die zwischen Stoff und Form liegt — das war fast immer das Ziel der großen Dichter und Schriftsteller. In Zwecken waren und sind sie einig.

Ihre Mittel gehen auseinander. Aber im Grunde wollen sie Alle dasselbe, nur möchte Jeder es auf seine Art erreichen. Spielhagen glaubt, mit seiner Dichtung der Wahrheit am nächsten zu kommen, wenn er in „Angela“ so weit geht, die Behörde zum Einschreiten zu provociren; Novalis, wenn er in „Heinrich von Ofterdingen“ die Welt schließlich ganz in „Gemüth“ auflösen will; Kleist, wenn er den im hellsten Sonnenlichte des Verstandes beginnenden „Michael Kohlhaas“ in traumhafter Dämmerung unter Zauberspuk enden läßt. Boileau meinte, die Lösung des Räthsels, die Versöhnung der Gegensätze gefunden zu haben, als er sang: „Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable.“ Mit einemmale erschienen die französischen Classiker unwahr, die Romantiker traten als Apostel der Wahrheit auf, und heute sagen die Naturalisten, die Experimentalisten: „Wir haben die Synthese von Wahrheit und Dichtung gefunden.“ Beweis dessen führt Zola die schöne Nana vor, Arm in Arm mit ihrer würdigen Genossin Satin . . . Wer hat da Recht? Wer irrt sich und wer sagt das Richtige? Vielleicht Keiner. Vielleicht Jeder. Das letzte Wort in dieser Streitfrage ist noch nicht erklungen, und vielleicht wird es niemals gesprochen werden. Und doch — es wäre ein interessanter Sonntag, an dem Einer Bescheid zu geben wüßte darauf, ob eine



Versöhnung zwischen Dichtung und Wahrheit möglich ist auf Erden.

Vorderhand — welcher Abstand zwischen Wirklichkeit und Ideal! Wie anders die Menschen im Roman, auf dem Theater im Vergleiche mit den Menschen, unter denen wir leben! Nicht einmal Zola hat die Verwegenheit, Alles beim rechten Namen zu nennen. Er schreckt zurück vor den letzten Consequenzen seiner Richtung. Nun erst die anderen Romanciers, ob Deutsche, Franzosen oder Engländer! Was sie für den höchsten Grad von Wahrheit halten, ist noch immer unwahr bis in's tiefste Mark. Nach meiner Meinung muß Jemand, der etliche Jahre hindurch alle „berühmten“ und „beliebten Romane“ liest, einmal den Verstand verlieren, dahin kommen, all' die hyperklug und syrupsüß ersonnenen Ammenmärchen kunterbunt mit einander zu verwechseln und nur noch zu wissen, daß die Geschichte „gut“ endet, daß Berthold Auerbach Friedrich Spielhagen die Hand reicht, Levin Schücking sich mit Edmund Höfer verlobt, und Hans Hopfen und die Marlitt sich als natürliche Geschwister entpuppen. Es wäre interessant, zu erfahren, wie es im Gehirn eines eifrigen Romanlesers aussieht. Letzterer muß nach und nach die wirkliche Gestalt der Welt vergessen. Dabei steht in so vielen Romanen dasselbe zu lesen. Wer als Abonnent einer Leihbibliothek eine

gewisse Uebung erlangt hat, kann getrost einen Passus aus der Mitte eines Bandes von Werner, Dewall und dergleichen lesen, und er wird sich Anfang und Ende mit einiger Sicherheit hinzudenken können. Aber das Publikum hat ein nimmer zu stillendes Bedürfniß nach idealer Sensation. Je tiefer der Leser steht, desto mehr Aufregung will er für sein Geld haben. Wer selbst keine interessanten Angelegenheiten hat, will sich mit denen anderer Leute gütlich thun, und lebten diese auch nur auf geduldigem Papier. Je weniger Einer von dem sieht, was in der wirklichen Welt vorgeht, desto gieriger ist er danach, sich merkwürdige Vorgänge aus der Romanwelt erzählen zu lassen. Er ist gar nicht in der Lage, Dichtung und Wahrheit mit einander zu vergleichen, ihm ist jede Dichtung gut genug, um die Wahrheit zu repräsentiren.

Ist die Versöhnung der Gegensätze also auf dem Theater zu finden? In Shakespeare wohl, aber nur in den Stücken an und für sich, denn die Darstellung geräth wieder in's Lügen und entstellt, wo der Dichter wahr gewesen. Aber sonst — wie anders geberdet der Mensch sich auf der Bühne, wie anders im Leben! Man sehe Reiche und Arme dort und hier! Dort der Arme, der sich in seiner Armuth so unsäglich wohl fühlt, der Reiche, der sein Geld zur Linderung alles Elends verschenken möchte — und hier . . . nun hier eben keine

Spur von alledem! In der Wirklichkeit fällt niemals bengalisches Licht auf ein Paar, das den ersten Kuß tauscht — singen niemals ein Dutzend Menschen: „Wir fliegen, wir eilen!“ ohne sich von der Stelle zu rühren — reden auch die interessantesten Witwen nicht immer geistreich — kurzum im Leben geschieht nichts, absolut nichts so, wie auf der Bühne, und wenn irgend ein Institut, so erweitert das Theater die tiefe Kluft, die zwischen Wahrheit und Dichtung gähnt . . . Ich mag am Sonntag keinen Sperrsitz haben!

Glücklich die Naiven, die Uneingeweihten, die da meinen, nirgends vereinige sich Wahrheit inniger mit Dichtung, als im Leben der Poeten, der Künstler, in dem Erdenwallen Derer, die im Dienste der Musen wirken und weben. Ehemals vielleicht, zur Zeit der Troubadours, der Minstrels, der Minnesänger, mag solche Vereinigung existirt haben. Wie verflüchtigen sich heutzutage all' diese Illusionen vor der schnöden und spröden Wirklichkeit! Wird es doch sogar in Paris bald keine echten Bohémiens mehr geben! Sie sterben aus, wie in Deutschland die Schauspieler, die sich täglich betrinken und ihre Einnahmen sinnlos verschwenden, wie die Dichter, die bei Winterkälte frierend in einem dünnen Mäntelchen dahinwandeln und sich niemals begeisterter fühlen, als wenn sie kein Fleisch in der Schüssel und kein Feuer im Ofen haben.

„Les bohémiens se sont rebourgeoisés“ sagte About einmal bei einer öffentlichen Redegelegenheit. Der Schauspieler erglüht in zärtlicher Neigung für eine sichere Capitalsanlage, der Dichter will essen, trinken und sich wärmen wie ein Anderer; Hieronymus Lorm hat Recht: „Honorar ist auch Poesie ...“ In irgend einem Sinne wird das große Publikum durch die Persönlichkeit der Musen-Jünger sicherlich enttäuscht. Ein geistreicher Schriftsteller — glaubt es — müsse geistreich auch im Gespräche sein. Gott schütze Einen vor dem Verkehre mit der Mehrzahl der Humoristen! Morose, einsylbige Menschen, die sich hüten, einen Witz zu sprechen, den sie sich für die Feder aufsparen! Interessante Leute, aber interessant nach innen. Und gar die Theater-Komiker, die durch Misanthropie außerhalb der Bühne die Heiterkeit wettmachen, die sie auf der Scene entwickeln! Molière, der Komiker als Darsteller und Dichter, zeigte auf der Bühne um so glänzendere Laune, je betrübter er in seinem Privatleben war. In seinen letzten vier von Unglück so schwer bedrückten Lebensjahren schrieb er: „Monsieur de Pourceaugnac,“ „Le bourgeois gentilhomme,“ „Les fourberies de Scapin,“ „La comtesse d'Escarbagnas“ und „Le malade imaginaire.“ Es gibt professionelle Celebritätenjäger, die um jeden Preis mit Berühmtheiten in persönliche Berührung kommen wollen. Für mein

Theil habe ich eine unsägliche Scheu davor, berühmte Leute kennen zu lernen; denn diese bringen mir in der Regel mit leidiger Eindringlichkeit den ganzen Gegensatz zwischen Wahrheit und Dichtung wieder vor Augen — den Contrast zwischen den Vorstellungen, die man sich von ihnen macht, und ihrer thatsächlichen Individualität. So manches Backfischchen hat keinen heißeren Wunsch, als seinem Lieblingsdichter einmal von Angesicht zu Angesicht zu begegnen. Wohl ihm, wenn dieser Wunsch sich nie erfüllt, oder wenn es den Dichter dann eben mit voreingenommenen Backfischchen-Augen betrachtet, mit jener Liebe, die das Object nicht sieht, wie es wirklich ist, sondern wie sie es sich zurechtgelegt und ausgestaltet hat. Allerdings, man braucht kein Backfischchen zu sein, um berühmten Leuten mit wunderlichen Begriffen gegenüberzutreten, und die berühmten Leute haben oft liebe Noth, sich ihrer Haut zu erwehren. Augier saß während eines Diners neben einem Artillerie-Obersten. Er schwieg während des Mahles. Als die Hausfrau ihn frug: „Wann werden Sie das erste geistreiche Wort sagen?“ — gab er zur Antwort: „Sobald der Herr Oberst den ersten Kanonenschuß gelöst haben wird.“ Nun ja, dem Dichter sind Einfälle, was dem Artilleristen die Kanone ist: sein Werkzeug.

Das Publikum identificirt die Dichter mit den Gedichten, den Künstler mit den Kunstwerken. Es will nichts davon hören, daß Maria Stuart, nachdem sie im fünften Aufzug gestorben, zu Hause behaglich zu Nacht speist; es mag nicht daran glauben, daß Heine an seinen Versen gefeilt habe; zugeflogen sollen sie ihm sein wie gebratene Tauben, denn Dichten sei keine Arbeit, sondern ein Vergnügen. Es mag nicht daran erinnert sein, daß Mathias Claudius, der Sänger des berühmten Weinliedes, nie einen Tropfen Wein getrunken hat. Es protestirt gegen die Behauptung, daß der oder jener berühmte Poet ein ausgemachter Spießbürger sei, der allabendlich im selben Wirthshause an seinem Stammtisch sitze. Es glaubt nicht daran, daß ein poetischer Verherrlicher der Selbstlosigkeit und Genügsamkeit als Egoist und Epikuräer lebe ... Hie und da geschieht es, daß bei einem Auserwählten Dichtung und Wahrheit einander decken. Lord Byron als Führer der Sulioten hat ein Gedicht auch gelebt. Percy Byshe Shelley, dessen Leiche von Byron verbrannt ward, nicht minder. Unsere deutschen Romantiker zeigten ein krankhaftes Bestreben, die Poesie in's Leben hinüberzuleiten. Sie bemühten sich, anders zu lieben und zu hassen als andere Menschen — Romantiker wollten sie auch außerhalb der Literatur sein. Novalis liebte Sophie v. Kühn von ihrem

zwölften bis zu ihrem fünfzehnten Jahre, und als sie dann starb, trug er sich mit Selbstmordgedanken, schrieb die „Hymnen an die Nacht“ und ... und ein Jahr später schlug er der Romantik ein Schnippchen und verlobte sich wieder. Kleist’s Tod war ein ungewöhnlicher, in seiner gewaltsamen Grauenhaftigkeit dieses originellen Menschen würdig. Aber in der Regel wissen die Dichter die Romantik ihrer Werke mit der Spießbürgerlichkeit ihres Erdenwallens zu versöhnen — in einem Umfange zu versöhnen, von dem sich der Bewunderer ihrer Schöpfungen in der Regel nichts träumen läßt. Nach dem Falliment des Buchhändlers Ballantyne schrieb Walter Scott nur noch, um seine Schulden von 147,000 Livres Sterling zu tilgen. Jeder andere Zweck war ihm fremd geworden. An Dumas, diese Scheherezade Europas, und Balzac, den größten Romanschriftsteller des Jahrhunderts, kann man nicht denken, ohne sich zugleich der drängenden Gläubigerschaar zu erinnern, die hinter ihnen stand und ihnen die erwerbende Feder in die Hand drückte.

Alles täuscht und trügt, was an eine Versöhnung von Wahrheit und Dichtung glauben machen will. Wer im Parquet sitzt und nie hinter die Coulissen guckt, gewahrt das nicht so deutlich wie Einer, der mit auf der Scene steht, und spielt er da auch nur

Anmelde-Rollen. In der Poesie wie im Leben der Poeten, in der Kunst wie im Leben der Künstler fallen Dichtung und Wahrheit klaffend auseinander — schwach gefügt ist die Brücke, die von einer zur anderen führt, am schwächsten dort, wo die Dichtung sich abmüht, die Wahrheit zu scheinen, und es doch nimmer erreicht, die Wahrheit zu sein ... Es bleibt Einem nichts Besseres übrig, als Dichtung und Wahrheit zu trennen, den Sonntag loszulösen von den Wochentagen, sich seiner zu freuen und im Sommer in Gottes freier Natur, im Winter beim wärmenden Ofen zu vergessen, daß vorher ein Samstag war und das nachher ein Montag kommt ... Wer weiß, ob wir uns wohl befänden, wenn die Dichtung das leitende Element des Lebens würde, wenn es jährlich 365 Sonntage gäbe und in den Schaltjahren sogar 366!

Ereignisse in einer Bücherkiste.

Einmal bin ich von Frankfurt nach Wien übersiedelt. Das ist eine kostspielige, aber recht angenehme Unterhaltung. Man sieht aus seiner Wohnung ein Möbelstück nach dem anderen verschwinden, hat endlich kein Plätzchen mehr, um sitzen zu können, und im Laufe der Dinge wird Einem zu Muthe, als müsse man in der nächsten Minute selber in eine Binsenmatte eingeschnürt und in den Eisenbahn-Waggon gesteckt werden als Collo Nummer soundsoviel. Mit einigem guten Willen gewinnt man Allem in der Welt eine rosige Seite ab, namentlich als Mensch von der Feder, der dem stoffspendenden Schicksale dankbar sein muß. So kommt es, daß die Uebersiedlung vom Main- zum Donau-Ufer mir eine freundliche Erinnerung zurückgelassen hat. Besagte Uebersiedlung verschaffte mir nämlich einen interessanten Einblick in die Stellung der berühmtesten Autoren zu einander. Wie das gekommen, will ich kurz berichten.

Meine Bibliothek wurde eingepackt. Bücher für eine Reise rüsten, das ist ein Geschäft speciell für Frauen; sie besitzen Geduld und Zartheit, und diese beiden Eigenschaften sind nöthig, um eine Bücherei gebührendermaßen für die Wanderschaft vorzubereiten. Jeder geistige Arbeiter sollte, ehe er heirathet, von dem Mädchen seiner Wahl eine Bücherkiste packen lassen. Findet die Auserwählte die Formate, die zusammenpassen, sich räumlich gut aneinanderschließen, so hat sie Ordnungssinn. Faßt sie Schiller's Gedichte oder Goethe's „Faust“ mit heiliger Scheu an, wie einen Schmetterling, den sie zu lädiren fürchtet, so taugt sie zur Ehehälfte für Einen, der sich zumeist darum bekümmern muß, wie die Actien der Weltliteratur stehen. Doch um auf meine Bücher zurückzukommen: sie wurden in etliche Kisten gezwängt, ich half dabei und lernte die literarischen Erzeugnisse nach einer neuen Manier eintheilen: in kurze, lange, schmale, breite, dicke und dünne Werke. „Etwas recht Breites!“ rief meine Frau. — „Also Klopstock's „Messiade.“ — „Laß doch die schlechten Witze!“ Und dabei langte sie nach einem Atlas des Alterthums. „Jetzt etwas Langes.“ — „Vielleicht die „Ahnen“ von Gustav Freytag? Sechs Bände. Das wird doch lang genug sein?“ — Das war meiner Frau zu viel. Sie erwiderte nichts, holte sich aus der Masse einen möglichst oblongen

Autor heraus und murmelte von da an nur halblaut vor sich hin: „Etwas Dickes." „Etwas Dünnes." Vapereau ist dick, Tennyson dünn, ich empfehle diese Classification zukünftigen Gottschall's als Substrat für ein Capitel: „Die Literatur, vom Standpunkte des Uebersiedelns und Einpackens beurtheilt."

Zwei Bücherkisten waren voll und standen in einer Zimmerecke, der Reise gewärtig. Eine dritte zeigte sich ebenfalls bis an den Rand vollgepfropft. Der Deckel lehnte daneben, und so konnte ich sehen und — hören, was im Innern vorging. Jawohl, hören, denn in nächtlicher Stunde wurde in der Kiste gesprochen, viel und lebhaft gesprochen... Ich lag zu Bette und wollte eben einschlafen, als ich ein Gewirre von Stimmen vernahm, das mich veranlaßte, mich vom weichen Pfühle zu erheben. Ich hatte bald entdeckt, daß die Bücher sich miteinander unterhielten, und postirte mich nächst der Kiste, um Augen- und Ohrenzeuge zu sein. Aus dem Wust von Büchern drängte sich eines nach dem anderen empor, bahnte sich mit den Ellenbogen den Weg, redete, so laut es vermochte, und fing zu kreischen an, wenn ein Berufsgenosse es überschreien wollte.

Ich war eben herangetreten, als ein Bändchen Auerbach'scher „Dorfgeschichten," außer sich vor Zorn, hin- und herhüpfte und mit leisem Anklange an den

schwäbischen Dialect ausrief: „Nein, es ist zu arg, legt man mich zu den Dorfgeschichten von Hermann Schmid und August Silberstein! Ich protestire, Himmelkreuzdonnerwetter!“ — „Himmelkreuzdonnerwetter!“ tönte es wie ein Echo. Fritz Mauthner's „Nach berühmten Mustern“ hatte Auerbach imitirt. „Beruhigen Sie sich,“ sagte Johannes Scherr's „Geschichte der deutschen Literatur,“ „die Dorfgeschichten taugen alle miteinander nichts. Einen großen Staubbesen soll man nehmen und alles krankhafte Ungezücht hinausfegen aus der Welt wie Pest und Krätze. Die Bauernlümmelverherrlichungsfexe soll der Teufel holen.“ Dabei schlug Scherr mit den Fäusten um sich, wurde auf dem Einbande roth vor Zorn, pustete und gab Zola's „Assommoir,“ der sich in seiner Nähe befand, einen Stoß, daß der französische Roman den „Moralischen Novellen“ von Paul Heyse ohnmächtig in die Arme fiel. „Sind Sie unwohl?“ frug Marlitt's „Goldelse“ mit ihrem feinen Stimmchen Johannes Scherr. — „Nein,“ erwiderte die „Geschichte der deutschen Literatur,“ „ich ärgere mich nur.“ — „Das wird Ihnen schaden!“ — „Im Gegentheile, ich muß mich dreimal täglich ärgern, wenn ich gesund bleiben soll.“ — „Und ich dulde es doch nicht,“ schrie wieder das Bändchen „Schwarzwälder Dorfgeschichten,“ „ich will respectirt werden nach meinen Verdiensten, denn

ich stehe unerreicht da, ich bin classisch.“ — „Trösten Sie sich,“ sagte Robert Hamerling's „Ahasver in Rom“ ironisch, „es geht anderen Leuten schlimmer als Ihnen. Ich liege tief unten in der Kiste, als ob ich Niemand wäre, und Grisebach's „Neuer Tanhäuser“ liegt zuoberst, tritt hunderte Dichter mit Füßen und thut, als käme ihm der erste Rang zu in der deutschen Poesie.“ — Da ließ sich eine Stimme hören:

„Ob ihr oben, ob ihr unten seid,
Ob die Matten, ob die Bunten seid,
Friedlich sollet ihr vertragen euch,
Zanken nicht und nicht beklagen euch.“

Es waren Bodenstedt's „Lieder des Mirza-Schaffy.“ „Vertragen euch, beklagen euch,“ lachte Fritz Mauthner. Er wollte offenbar weiter sprechen, da fielen ihm Wilhelm Jordan's „Nibelungen“ mit Stentorstimme in's Wort: „Stellen wir ein- für allemal fest, welche Gattung die höchste ist. Unstreitig das Epos. Und wer ist der größte Vertreter dieser Gattung? Ich, ich, ich.“ — „Erlauben Sie,“ unterbrach Julius Wolf's „Rattenfänger von Hameln“.... — „Ich erlaube gar nichts,“ gaben Jordan's „Nibelungen“ zur Antwort, „ich bin der größte und damit basta!“ — „Darüber kann Niemand urtheilen als ich,“ bemerkte Gottschall's „Die deutsche National-Literatur im neunzehnten Jahrhundert.“ — „Na, ich

denke, daß da noch andere Leute d'reinsprechen dürfen," warf Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung" ein, und speciell der fünfte Band. Gervinus maß den dritten Band Gottschall verächtlich von oben bis unten. — „Höchste Gattung ist das Drama," rief Laube's „Burgtheater." — „Die Lyrik," entgegnete Wolf's „Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes." — „Der Roman," behaupteten Spielhagen's „Problematische Naturen." — „Das Feuilleton," ließ sich eine Stimme vernehmen, „man kann sogar Stücke daraus machen." — „Sei ruhig, Paul," beschwichtigte Wilbrandt's „Meister Amor" und fügte hinzu: „Mein Autor hilft sich, indem er jedes Genre cultivirt. Man muß praktisch sein." — „Ja, ja," seufzten Emanuel Geibel's „Juniuslieder," „die Zeiten der Poesie sind längst vorüber. Ich staune darum gar nicht, in welcher Gesellschaft ich mich hier befinde. Sehen Sie nur, meine Liebe — und der Band Geibel wendete sich seufzend zu Hermann Lingg's „Völkerwanderung" — über mir „La fille aux trois jupons" von Paul de Kock, unter mir „Consuelo" von George Sand, rund um mich her: „Führer durch Melk," „Katechismus der Geometrie," Brehm's „Illustrirtes Thierleben" und Liebig's „Chemische Briefe." Da soll der Teufel Poet bleiben." — „Trösten Sie sich," erwiderten Louis Veuillot's ‚Odeurs de Paris.'

„Sehen Sie *meine* Umgebung an, und Sie werden begreifen, daß mein Schicksal viel schlimmer ist, als das Ihrige. Louis *Büchner's* „Kraft und Stoff“ liegt wie Centnerlast auf mir, Karl *Vogt's* „Vorlesungen über den Menschen,“ Ernst *Haeckel's* „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ und *Schopenhauer's* „Welt als Wille und Vorstellung“ reiben sich an mir und ich kann nicht entfliehen, ich liege eingepreßt zwischen Büchern, die ich hasse.“ — „Ruhig! Sie stören mich im Nachdenken,“ klagte plötzlich *Buckle's* „History of civilisation in England.“ — „Schweigen Sie, Sie elendes Fragment,“ höhnten im Chorus die 48 Bände von *Vehse's* „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation.“ — „Mäßigung, meine Herren und Damen,“ flehte *Carrière's* „Aesthetik.“

Niemand achtete auf diese Mahnung, ausgegangen von einem Priester des Schönen. Der Sturm in der Kiste wurde immer heftiger und heftiger. Jedes Buch beanspruchte den ersten Rang für *sich*, keines wollte auf dem Boden der Kiste bleiben, eines drängte, drückte, stieß und quälte das andere, *Wilkie Collin's* „After dark“ und *Ouida's* „Strathmore“ ließen sich sogar in eine kunstgerechte, englische Boxerei ein. Ich dachte einen Augenblick daran, die Bücher umzupacken und sie nach Gattungen zu sortiren, damit

Ruhe eintrete. Aber Gottfried Keller's „Grüner Heinrich," als hätte er meinen Gedanken errathen, erklärte: „Ich muß meine Kiste für mich allein haben, denn ich bin originell und brauche daher meinen Platz mit Niemandem zu theilen." — „Ganz mein Fall," versicherten Heinrich v. Kleist's „Erzählungen," und mit der gleichen Reclamation kamen Grabbe's „Gesammelte Werke," Leisewitz' „Julius von Tarent," Gerstenberg's „Ugolino," und durch alle Stimmen sich bemerkbar machend, schrie Gregor Samarow's „Um Scepter und Kronen": „Ich muß ebenfalls meine Kiste für mich haben. Mit Theodor Storm und Wilhelm Jensen reist Unsereins nicht." In einer kurzen Pause ließ Albert Lindner's „Brutus und Collatinus" sich durch Dingelstedt's „Münchener Bilderbogen" der Tieck-Schlegel'schen Shakespeare-Ausgabe vorstellen, klopfte ihr auf die Schulter und sagte: „Brav, lieber Collega, ich schätze Sie sehr hoch." — „Ich weiß wirklich nicht, wie ich zu dieser Ehre komme," war die Antwort.

Durch die Büchermasse drängten sich einige Damen-Producte, „Hinko, genannt der jüngere Sohn" von der Birch-Pfeiffer, „Schöne Frauen" von Elise Polko und „Onkel Tom's Hütte" von Harriet Beecher-Stowe und flüsterten miteinander, bis der Band Birch-Pfeiffer vernehmlich sagte: „Wären wir Damen

unter uns, so ließe sich reisen. Aber diese Männergesellschaft mit ihren Unarten, Schwerfälligkeiten, mit ihrer Freude am Trinken verleidet Einem das Leben. Die ganze Zeit ächze ich unter der Nähe von Scheffel's „Trompeter von Säkkingen" und von Heine's „Gesammelten Werken." Eine nette Nachbarschaft das!" — „Sie haben ja so Recht," gaben Elise Polko und Harriet Beecher-Stowe zur Antwort, wendeten sich ab und meinten gleichzeitig: „Lächerliche Person, diese Birch-Pfeiffer! Nichts als Theater-Handwerkerei." Dann murmelte die Amerikanerin mit einem Seitenblick auf die Polko: „Blutleeres Mondscheingefasel," und die Polko mit einem Seitenblick auf die amerikanische Schwester in Apoll: „Läppische Kindergeschichten!"

„Ich bitte um Ruhe!" gebot Ernst Eckstein's „Schach der Königin." „Wir wollen durch Stimmenmehrheit entscheiden, wer unter den Anwesenden der Bedeutendste ist. Hat Jemand den Muth, sich selbst dafür zu erklären, so rufe er Ja ..." Sämmtliche Bücher riefen „Ja," sogar der „Führer durch Melk" und der „Katechismus der Geometrie."

Nun entstand ein Tumult, wie ich noch nie einen ähnlichen gehört. In einem halben Dutzend Sprachen heulten die Bücher durcheinander, aber kein einzelnes Wort war zu verstehen, nicht einmal Scherr's Grobheiten konnte man unterscheiden...

Da mußte etwas Energisches geschehen.

Ich nahm Nägel, einen Hammer, legte den Deckel auf die Kiste und verschloß diese. Mit dem letzten Hammerschlage trat Ruhe ein. Nun *mußten* sie alle sich ruhig verhalten, nun *mußten* sie miteinander reisen. Aber ich bin begierig, wie sie sich vertragen haben. Morgen nehme ich den Deckel von der Kiste ab und will nachsehen, in welchem Zustande sich mein Vorrath an Weltliteratur befindet. Vielleicht bekommt ein Wundarzt zu thun.

Aus dem „lateinischen Lande.“

Alfred de Musset, Henri de Murger, Gérard de Nerval, all' die großen Vertreter der Bohême waren schuld daran, daß ich einmal im Quartier latin mein Pariser Zelt aufgeschlagen ... Hier wollte ich sie Alle suchen: Mimi Pinson, die Gesellschaft der „Wassertrinker,“ die Étudiantes... Nun, die Dichter haben, wie sie das immer thun, auch hier die Wirklichkeit übertrieben, Mimi idealisirt und den „Wassertrinkern“ einen Heroismus verliehen, den sie kaum besitzen. Aber trotzdem ist noch heute ein gut Stück Zigeuner-Sorglosigkeit in diesem Viertel von Paris zu finden.

Das Viertel existirt officiell nicht mehr, man hat es aus der Liste der Lebenden gestrichen ... Gérard de Nerval hat sich vor Hunger erhängt, Musset und Murger sind jung gestorben .... Die französischen Schriftsteller von heute bemühen sich gute Bourgeois

zu werden und einen Sparpfennig für ihr Alter zurückzulegen .... Aber die alten Traditionen leben fort, das Quartier latin existirt nicht nur nach wie vor, es hat sich erweitert und vergrößert, es greift hinüber in's Faubourg St. Germain, welches das Privilegium des Aristokratenheims schon längst mit den Boulevards und den Avenues theilen muß. Es umfaßt den größten Theil des linken Seineufers, des Ufers, an welchem die Akademie, das Pantheon, die großen Bibliotheken, die berühmtesten Verleger, die Antiquitätenhändler, die Bouquinisten mit ihren hunderttausend Scharteken placirt sind. Am linken Seineufer herrscht der Geist, am rechten das Geld; hier die Intelligenz, dort der Besitz; hier die „Studentin" die mit ihrem Studenten lustig darauf los hungert, dort die Cocotte, die in ihrer Equipage in's Bois de Boulogne fährt, hinter sich einen kleinen Neger als Lakaien.

Im „lateinischen Lande" sind alle wichtigen Schulen zu finden; hier werden Künstler, Advocaten, Aerzte, Ingenieurs, Bergmänner u. s. w., u. s. w. herangebildet; hier haben die meisten Maler und Bildhauer ihre Ateliers; hier hört man in der letzten Crêmerie geistsprühende Debatten über Republik und Monarchie, glänzende Vorträge über Michel Angelo und Nicolas Poussin; hier tanzt man Cancan noch mit jugendlichem Elan, und von Mund zu Mund

geht der Ruf der Étudiante, die beim Cancanniren mit ihrer Fußspitze einem Zuseher den Cylinderhut vom Kopfe schlägt. Das linke Ufer und das rechte haben ihre speciellen Berühmtheiten; ich ziehe diejenigen vom linken vor, denn drüben wohnen die Blasirtheit und Uebersättigtheit, hier noch der unstillbare Hunger und Durst, die von der Tafel des Lebens noch in vollen Zügen und in riesigen Bissen genießen wollen... Nicht weniger als 11.000 Studenten, darunter etwa 5000 Mediciner, bevölkern durchschnittlich das Quartier latin. Eilftausend und doch nur E i n e r! Denn auch hier ist der Student ein Typus, und wer Einen kennt, kennt Alle. Aber welcher Unterschied herrscht zwischen den deutschen und den französischen Studenten!

Dieser weiß Nichts von einer Burschenschaft, Nichts von Cerevis und voller Wichs; er raucht aus keinem „System," sondern dreht sich Cigarretten oder steckt sich eine Cigarre in's Gesicht; er trägt Sommer und Winter einen wohlgebürsteten Cylinder, läßt seine Haare kurz scheeren, bemüht sich, die Stutzer vom anderen Ufer zu imitiren und trinkt kein Bier, sondern Wein, Cognac, schwarzen Kaffee und Absynth; er kennt keinen „Commers," sondern einen „Punch"; er schließt keinen ewigen Freundschaftsbund mit einem Commilitonen, sondern er theilt Wohnung und Börse mit einer Freundin, die Näherin, Modistin oder Schneiderin ist und

die er jeden Donnerstag zu Bullier und jeden Sonntag nach Asnières oder Bougival führt; er hofmeistert nicht und gibt keine Lectionen, denn entweder sorgt seine Familie oder der Staat für ihn — wer keine solche Geldquelle besitzt, studirt in Paris eben nicht; er singt keine Burschenlieder, für den schwarzen Wallfisch von Askalon oder für Pumpius von Perusia fehlt ihm jegliches Verständniß, er singt mit weiblicher Begleitung den Pariser Gassenhauer:

„C'est vingt-cinq francs,
C'est vingt-six francs,
C'est vingt-sept francs cinquante;
C'est ça qu'est l'vrai bonheur
Allons, vas-y d'bon coeur.
C'est vingt-cinq francs,
C'est vingt-six francs,
C'est vingt-sept francs cinquante;
C'est ça qu'est l'vrai bonheur,
Parole d'honneur . . .“

Nicht vom Commers, sondern aus dem Café chantant holt er sich seine Lieder, und während er „ochst,“ trällert seine Gefährtin sie vor sich hin, er hat in seinem Käfig einen Vogel, ohne dessen Zwitschern er nicht leben kann . . . Der Pariser Student verfügt, wie gesagt, über einige Geldmittel, aber für Zwei reichen diese schwerlich aus und so müssen Étudiant und Étudiante sich auf sehr wohlfeile Vergnügungen beschränken. Bei Bullier, in der ehemaligen Closerie

des lilas, hat die Dame freien Eintritt, der Herr bezahlt einen Franc und für diesen Franc amusirt man sich eine Nacht hindurch und kommt dabei auf seine Kosten. Das Tanzvergnügen bei Bullier beginnt um zehn Uhr Abends.

Was aber bis dahin mit dem Abend beginnen? Man geht in's Café chantant, und zwar in eines, das speciell den Studenten gehört: in's Concert du châlet auf dem Boulevard St. Michel. Der Fremde, der Paris beobachten will, mengt sich hier unter die Studenten, und was er im Châlet zu sehen und zu hören bekommt, gehört zu den lustigsten Episoden in diesem großen Spectakelstück, in welchem Posse und Tragödie einen gleich großen Antheil haben, genannt: „Pariser Leben.“ Aber wie es beschreiben? Man müßte, um dies zu vermögen, die Feder in Uebermuth, in schallendes Lachen, in Jugend und Sorglosigkeit tauchen. In Châlet, wie überall, wo der Pariser Student Unterhaltung sucht, erwartet er nicht, daß man ihn unterhalte, sondern er selbst nimmt das Programm auf sich, er amusirt die Genossen, er wird zum Acteur. Das eigentliche Programm des Châlet ist nicht besser, als jenes aller übrigen europäischen „Tingel-Tangel.“ Tenöre, die an keinem Theater mehr ein Engagement finden, wechseln mit Chansonnettensängerinnen ab, die heiser sind, aber durch Schminke

zu ersetzen suchen, was ihnen an Organ mangelt, und die Watta, welche den Hörern in die Ohren zu wünschen wäre, in den Strümpfen tragen.

Jongleurs, Gymnastiker, seiltanzende Affen, gelehrte Pudel vervollständigen das Vergnügungsmenu, und hie und da kommt ein Japanese oder Chinese hinzu, um Proben asiatischer Kunstfertigkeit zu liefern. Aber was auf der Bühne vorgeht, ist Nebensache. Die Bühne liegt im Zuschauerraume, und die angekündigten Mitwirkenden machen eigentlich das Publikum aus . . .

Das Châlet ist jeden Abend überfüllt. Etwa zwölfhundert Menschen finden sich da ein, darunter mindestens achthundert Studenten, dreihundert Étudiantes und etwa hundert Fremde. Ehe die Vorstellung beginnt, wird im Hause eine lebhafte Conversation geführt. Ueber zehn Bänke hinweg, von einem Ende zum anderen, vom Parterre zur Gallerie, wird laut conversirt. Alles kennt einander, man hört Nichts als Taufnamen und hier und da gratulirt Alphonse einem Erneste dazu, daß Josephine dem Letzteren durchgegangen . . . .

Niemand staunt über die öffentliche Behandlung einer so delicaten Angelegenheit ... „Cht! Cht!“ ruft es plötzlich. Das Orchester beginnt und achthundert Menschen pfeifen das Musikstück mit. Der Fremde

fällt vor Lachen schier von seinem Sitze, dem Einheimischen ist das aber nichts Neues, er hat sich an dieses Accompagnement gewöhnt. Nun tritt Madame Leontina auf, eine serieuse Sängerin, und trägt das rührende Lied: „La chaumière de Ketty“ vor. Die Achthundert schweigen, aber sie begleiten das sentimentale Stück mit parodistischen Bewegungen, sechzehnhundert Arme besorgen die Gesten zu dem ergreifenden Gesange. Madame Leontina tritt ab, die Achthundert applaudiren rasend ... Pause. Plötzlich ruft es aus einer Ecke, wie in den großen Theatern während der Zwischenacte: „Le programme! Le petit journal! Le petit moniteur! La France! L'entr'acte!“

Kein Zeitungsjunge entsendet diese verführerischen Rufe, sondern ein Jurist, der sein Nachahmungstalent beweisen will. Die Versammlung begreift schnell, und wenn der Jurist wiederholt, stimmen die übrigen 799 mit ein: „Le programme! Le petit journal! Le petit moniteur! La France! L'entr'acte!

„Cht! Cht!“..... Auf der Gallerie steht ein Mediciner auf: „Messieurs!“ ruft er ... „„Très-bien! très-bien! Parlez““....„Messieurs! Permettez“.... Aber er spricht nicht weiter. Im Hintergrunde der Gallerie taucht ein Sergent de ville auf und bedeutet dem jungen Manne, keine Rede zu halten. Dieser gibt nach, setzt sich wieder... Auf der Bühne läutet

man. „Entrez!“ schreien die Achthundert. Der Vorhang geht auf. Madame Anisette singt eine Chansonnette.

Den Refrain heulen die Achthundert mit, was Madame Anisette nicht im Mindesten beirrt, und hie und da wird aus der Chansonnette ein Dialog: „Est-ce-que je dois vous le dire?“ hat Madame Anisette zu singen, da ihre Chansonnette von der Liebe erzählt. „Non ça ne vaut pas la peine!“ brüllt ein Student. „Dites toujours! dites!“ entgegnet ein Anderer. Und dann wogen die Stimmen durcheinander, Madame Anisette, der solche Scenen nichts Neues sind, wartet fünf Minuten und singt hierauf weiter... Neue Pause. Ein Theil der Versammlung kräht, ein Theil grunzt, bis der Redner auf der ersten Gallerie wieder beginnt: „Messieurs!“ Neues Erscheinen des „Sergent de ville.“ Der Redner läßt sich abermals beschwichtigen... Jetzt aber machen die Achthundert sich das Vergnügen, zu — bellen, mit täuschender Natürlichkeit zu bellen. Ich konnte mir das nicht erklären, aber gelacht habe ich dabei, wie noch nie im Leben und einen Moment lang verspürte ich die Anwandlung, mitzubellen. Endlich kam die Erklärung. Ein Hundedresseur trat auf, die Habitués des Châlet wußten das und bellten eben eine kleine Einleitung zu dieser Production.... Ein Tenorist trägt mit unglaublichem Aufwande an Gefühl das Lied vor: „Si j'était petit oiseau!“ Rasender

Beifall. Er singt als Zugabe: „Je voudrais être capitaine“.... „Entscheiden Sie sich,“ ruft ihm ein Étudiant entgegen, „entweder man will ein kleiner Vogel sein oder ein Capitän, aber doch nicht Beides.“ Die ganze Corona schreit „Bravo!“.... Nebenbei bemerkt, trägt der edle Sänger keine Handschuhe, sondern fingirt solche, indem er sich die Hände einmehlt. Er dankt für den ihm gewordenen Beifall, legt die Hand an's Herz und zum Gaudium des Publikums zeigt der Frack einen schneeweißen Abklatsch fünf riesiger Finger... Unter solchen Scherzen verläuft der Abend. In einem Zwischenact schwenkt der Redner auf der Gallerie seinen Hut. „On ne me permet pas de faire un discours,“ versichert er und geht dann.... Bei einem sentimentalen Liede, seufzen die Achthundert so herzzerbrechend, daß man weinen möchte — die dreihundert Étudiantes helfen, im Vertrauen gesagt, beim Bellen, Seufzen, Krähen und Grunzen nicht selten mit — und zum Schluße ertönt es, wie aus Einem Munde: „Bon soir!“ Die Pariser Studentenvorstellung ist zu Ende.

Es regnet.

In dem Augenblicke, da ich diese Zeilen schreibe, glüht und brennt eine respectable Morgensonne mir zum Fenster herein, verkündet einen heißen Mittag und hält mich zum Besten, indem sie mich zu dem echt menschlich-dummen Gehaben verleitet, heute wie gestern und ehegestern auf den Abend zu hoffen, als müsse dieser mit kühlenden Lüften Erlösung und Linderung bringen. Morgens etwas vom Abend erwarten, Abends — immer enttäuscht — etwas vom Morgen — das ist ja unser Aller Los, und wir ertragen es gern, denn was nützte es uns, wenn wir so vernünftig wären, uns klarzumachen: auch der Abend wird drückend und schwül sein ... Aus einem Fenster meines Arbeitszimmers blicke ich hinaus in einen weitläufigen Hofraum; von den hellgetünchten Mauern, von den ausgespannten, weißen Rouleaux strahlt und brennt es ganz unerträglich wider; die Mägde, welche Küchenvorrath holen oder bringen, sie

gehen oder kommen in fliegender Eile, damit die Hitze ihnen nicht nachlaufen könne; ein großer Hund hat sich dicht neben den Brunnen gelagert, die Blumen, die in den Fenstern stehen, klagen ganz hörbar über Durst, und auf dem geräumigen Plan herrscht jene Stille, welche Furcht vor der Hitze bedeutet, unterbrochen nur dadurch, daß zwei heterogene Geräusche sich verbinden: bei einer Wohnpartei wird ein Teppich geklopft, bei einer andern „La donna è mobile“ auf einem Clavier, das sich nicht wehren kann, vorgetragen.

Ich habe mich an den Schreibtisch gesetzt, in der löblichen Absicht, etwas sehr Ernsthaftes zu schreiben. Aber, was ich auch thun mag, ich komme immer dazu, an die Hitze zu denken und an die Maßregeln, die sich gegen sie ergreifen ließen. Was ist natürlicher, als daß ich mir einen wohlthätigen Regen vorstelle, daß ich mir im Geiste ausmale, wie köstlich das wäre, wenn plötzlich das wunderbare Naß niederginge in Strömen. Und ich vergesse der Vorsätze, die ich hatte, mich mit den wichtigsten Dingen zu beschäftigen, und lasse es regnen zur Freude der Menschen, die da leben auf Erden. Jedermann hat wohl schon beobachtet, daß ein Wort, ein Laut, ein Geruch Einen auf eine ganze Reihe von Erinnerungen, Betrachtungen und Gedanken bringt. Ein Parfum, welcher dem Taschentuche einer Nachbarin im Theater ent-

strömt, ruft uns in's Gedächtniß eine erste Liebe zurück, eine jahrelang vergessene Neigung. Als ich auf der Malzdörre einer großen Brauerei stand und die Ueberbleibsel des Malzgeruches mir in die Nase drangen, standen plötzlich mit allen intimsten Details einige meiner Kinderjahre vor mir, die ich in einem Fabriksgebäude in der Nähe von Malzvorräthen zugebracht. So hängt Physisches und Psychisches zusammen. Man könnte oft meinen, das Gedächtniß habe Geruchssinn, die Nase Reminiscenzen ... Wie ich nun also an den Regen denke, wird mir auch schon kühler. Ich sehe und höre den Regen, verspüre seine wohlthätige Wirkung, denke an Bäche, Flüsse, Ströme, an die See. Norderney, Helgoland, Ostende — ich tauche unter, und über mir schlagen die brausenden Wellen zusammen, ach, wie das erfrischt, solch' ein Seebad am Schreibtische!

Es regnet also.

Der Regen gibt einer Stadt eine besondere Physiognomie. Er fördert allerlei Komisches zu Tage für Diejenigen, die Augen haben, um zu sehen. So eigentlich schön ist er freilich nicht im Häusergewirre der Residenz, sondern draußen auf dem Lande, im Grünen, dort, wo er Berge und Wälder benetzt ... Mitten im alten, von Jahrhunderte zählenden Bäumen dicht bestandenen Park erhebt sich das Herrenhaus.

Dort lehne ich am geöffneten Fenster und schaue hinaus auf die Eichen und Tannen, auf duftige Blumenbeete. Und da sehe ich, wie Gräser und Blumen in die Hände klatschen aus Freude über den Regen, wie ein Rosenstock sein blutrothes Käppchen jauchzend in die Höhe wirft und „Evoë“ ruft, wie eine Weißbuche so lange trinkt und trinkt, bis sie zu viel hat des Guten und nur noch unsicher steht auf ihrem langen, silberhell umrindeten Beine, und mit halber Stimme das Studentenlied singt: „Poculum elevatum, quod nobis est pergratum“ ... Nun hört der Regen auf. Ueber jede Wiese ist ein neuer, prangender Teppich gebreitet, die Bäume schütteln sich, von den Aesten fallen blinkende Perlen nieder auf den Rasen, die Vögel zwitschern und singen einander die Geschichte vom Regen zu, die Berge treten wieder klar hervor mit ihren scharf vom Horizont sich abhebenden Linien, das nahe Bächlein aber ist geschwollen und macht Lärm, als wollte es sagen: „Seht, so stark bin ich. Hört einmal, wie ich rauschen kann.“

In der Stadt gibt es nicht so auserlesene Pracht. Die hohen Häuser machen den Regen zu einem nüchternen Gesellen. Wohl blicken uns Wienern die letzten Ausläufer der Voralpen in die Stadt, damit wir der Berge und Thäler nicht vergessen im großstädtischen Treiben, aber es gibt sechs Werkeltage in der Woche

und die Zahnradbahn ist weit. Will Unsereins sich den Regen besehen und das, was er mit sich bringt, so muß er es in Wien besorgen. Wien bei Regen ist aber gar nicht so übel — es gibt Leidiges und Lustiges zu schauen, das Lustige überwiegt sogar, und das ist ein Zug, der im menschlichen Leben zählt. Man hat die Wahl, sich den Regen vom sicheren Port aus zu betrachten oder unter die Bewässerungs-Objecte hinabzusteigen. Der Gott, der uns eine Sprache gab, schüttete für das Alltagsleben just kein überreiches Füllhorn von Conversationsstoffen über uns aus. Darum sei er gelobt, daß er den Regen zu einem Factor im Haushalte der Natur gemacht hat. „Wird es heute regnen?“ Diese Frage bleibt ewig neu und interessant. Sie wird denn auch zur Sommerszeit in jeder honneten Familie etlichemale täglich gestellt, auf dem Wege der Muthmaßung beantwortet, erörtert, so daß sie manche Minute ausfüllt, mit der die Betreffenden nichts Anderes anzufangen wüßten. Er sei darum gepriesen, der liebliche Regen! Die Frage taucht mit einer leisen Variation besonders häufig vor Sonn- und Feiertagen auf. Alle Welt möchte am nächsten Morgen der Stadt entrinnen. Aber — ja aber: „Wird es morgen regnen?“ That 's the question. In jeder Familie hat man entweder ein Wetterglas oder einen Laubfrosch oder eine Großmutter, bei

der sich der Regen in den Hühneraugen ankündigt. Eines dieser Orakel wird zu Rathe gezogen. Zum Malheur ist keines von ihnen unfehlbar, so wenig, wie die in den Sommerfrischen Wohnenden sich auf den stereotypen „wetterkundigen“ Bauer verlassen dürfen. Sie möchten in puncto der sonntäglichen Invasion beruhigt sein und fragen den ruralen Propheten. Der verspricht natürlich Regen, bekommt dafür ein Trinkgeld oder ein Glas Wein, am nächsten Tage ist das herrlichste Wetter da, und mit ihm ein Dutzend Gäste zum Diner ... Ist das ein Hangen und Bangen in schwebender Pein, wenn der Wiener mit unfrommen Gedanken an befreundete Küchen in der Umgegend sich und den Seinigen die Frage stellt: „Wird es morgen regnen?“ Und nun kommt der Sonntag selbst. Schon zu frühester Stunde wird da und dort das Eckchen eines Rouleaux beiseite geschoben und ein Kopf kommt zum Vorscheine — ein Prototyp von Schlaftrunkenheit, ein Damenkopf mit Papilloten oder ein Männerkopf mit aufrecht geschlafenem Haar, so daß man meint, eine als Perrücke benützte Kleiderbürste zu sehen — und guckt in die Welt hinaus und weiß sich nicht Rath, denn an Sonntagen fehlt ein Anzeichen, das während der Woche sich darbietet: der Rauch, der aus den mächtigen Fabriksschloten nicht in einem senkrechten Wirbel emporsteigt, sondern horizontal sich

dahinschlängelt und verflüchtigt wie eine verschwimmende Wolke. „Wird es regnen?“ So sieht die Frage in ihrem ersten Stadium aus. In ihrem zweiten lautet sie: „Wird es aufhören zu regnen?“ Es gibt nämlich einen Regen, der gar keinen anderen Zweck hat, als die Menschen zu ärgern. Er fängt an, hört wieder auf, fängt wieder an. Das Alles in Zeitläuften von je zehn und zehn Minuten. Und was ist das Resultat? Man entschließt sich zu Hause zu bleiben ... Man geht aus ... Man kehrt nach Hause zurück ... Man geht wieder aus ... Und so fort mit Grazie, bis schließlich Diejenigen, welche mit den naturwissenschaftlichen Gesetzen auf besonders vertrautem Fuße stehen, das große Wort gelassen aussprechen: „Es regnet natürlich nur, weil ich eine Landpartie unternehmen wollte.“ Dieser Lehrsatz steht auf gleicher scientifischer Höhe mit dem Ergebnisse jahrelanger Empirie: „Wenn ich keinen Regenschirm mitnehme, regnet es sicher; wenn ich einen mitnehme, regnet es sicher nicht.“ Die Gelehrten bekümmern sich um solche Resultate der alltäglichen Erfahrung viel zu wenig. Sie sind in solchen Dingen jedem vernünftigen Worte unzugänglich.

Das sicherste Anzeichen ist's, wenn man die schweren Tropfen aufklatschen hört auf Dach und Pflaster. Das Pflaster wird feuchtdunkel, auf die Dächer

legt sich ein schimmernder Atlasglanz, und die Dienstboten stellen Töpfe mit Blumen in Reih' und Glied im Hofe auf, damit die Blumen sich erfrischen, und von Fenster zu Fenster im ganzen Carré des Hofes entwickeln sich laute Gespräche über vermuthliche Dauer, Zweck, Bedeutung und Nutzen dieses Regens. Zwei Frauen trösten einander mit der Bemerkung, daß dieser nicht lange dauern könne. „Nein, höchstens zwei bis drei Tage,“ fährt ein Studiosus dazwischen, der sich an dem Entsetzen der Philisterinnen weidet. Das Alles sieht und hört man aber nur von den Hofzimmern aus; in Wiener Häusern, namentlich in den älteren in der Vorstadt, ist der Hofraum eine Bloßlegung des Innersten. Dort wird Alles verhandelt, dort spielen die Leierkästen und singen die Harfner mit ihren Mignons, dort finden die Versteigerungen gepfändeter Möbel statt — an Hof- und Personal-Nachrichten fehlt es dort von früh Morgens bis spät Abends nicht. So hat auch der Regen im Hof seine eigene Physiognomie, denn er findet da sogar Leute, die ihn in Kübeln auffangen wie die leibhaftige Manna. Von einem Straßenfenster aus betrachtet, liefert er ganz andere Bilder. An ein solches Fenster trete ich, und ich sehe hinab auf ein Meer von dunklen Regenschirmen, von möglichst rasch dahinjagenden Wagen, von Menschen, die sich wie nasse Pudel geberden.

Mich duldet es nicht im Zimmer. Ich nehme Hut, Kautschukmantel, Schirm, stülpe die Beinkleider auf und wandere hinaus. Im Hausflur stehen etwa dreißig Personen. Sie wollen hier abwarten, bis der Regen zu Ende ist. Dicht aneinandergedrängt, so Männlein wie Weiblein, verharren sie da auf engem Raume, schauen ängstlich fragend hinaus in's feindliche Leben, und wortlos, ohne sie zu beachten, geht der Portier an ihnen vorüber. Er zieht die Kappe fester als sonst über den Kopf, zündet sich seine Pfeife an und dampft, was Zeug hält, um den Flüchtlingen seine ganze Gleichgiltigkeit zu beweisen. Für ihn existiren sie nicht, für ihn sind sie Dunst, Luft, nichts, absolut nichts. Er weist die Leute nicht hinaus, weil er sich fürchtet, „in die Zeitung zu kommen," aber er duldet sie nur, weil er nicht anders kann ... Durch den Flur trete ich hinaus, eine lebendige Illustration zu dem Worte Clemens Brentano's, „es sei das sicherste Kennzeichen des deutschen Philisters, daß der Regen ihn nie ohne Regenschirm trifft." Meine gute Wehr in der Hand, marschire ich tapfer drauf los. Aber bald carambolirt mein Schirm mit einem anderen, bald stößt Jemand mir eine Spitze seines Schirmgestells in's Gesicht, ich erlebe eine tragische Episode nach der anderen, bis endlich etwas mich gründlich erheitert: ein kleiner Junge, der aus der Schule kommt, auf



dem Rücken sein Ränzel Wissenschaft, in der Rechten einen Schirm, unter dem mindestens ein Dutzend solcher Jungen Platz fände. Natürlich weicht Alles ihm aus, und der Knirps geht gravitätisch unter seinem Baldachin nach Hause. Die Chinesen sind so höfliche Leute und doch ist China das Vaterland des Regenschirmes. Wie schwer hält es aber, mit einem Regenschirme in der Hand höflich zu sein, an Niemanden anzurennen, Niemandem ein Löchlein in den Kopf zu bohren, Niemandem ein Aeuglein auszustechen oder gar den Hut vom Haupte zu werfen! Wie schwer ist überhaupt die Kunst, einen Regenschirm zu tragen! Die wenigsten Menschen verstehen das. Ganz abgesehen von den Hyperklugen, welche ihn geschlossen mit sich führen, um ihn nicht der Nässe auszusetzen, gibt es Passanten, die sich mit ihren Schirmen in diejenigen anderer Leute verwickeln; solche, welche auf ihre Nebenmenschen kein Auge richten und möglichst vielen Zeitgenossen auf die Füße treten; solche, die den Schirm wie ein gefälltes Bajonnet handhaben und damit harmlose Wanderer aufspießen; solche, die den Schirm militärisch schultern, dadurch Gewölbschilder beschädigen und mit der Polizei in Conflict gerathen, und noch unzählige andere Gattungen, die ich alle zu erwähnen gedenke in einem für J. J. Weber in Leipzig vorbereiteten Werke: „Katechismus des Regenschirm=

tragens.“ Nicht zu weit nach vorwärts, nicht zu weit nach rückwärts, nicht ausgesprochen rechts oder links, nicht zu verwegen und nicht zu schüchtern — so macht man Carrière und so trägt man Regenschirme. Ich trage den meinen, so gut ich kann, ein Windzug macht einen Versuch, das Gestell meines Schirmes umzudrehen, aber die Gefahr geht vorüber, ich freue mich dessen, blase etliche Wolken meiner Manilla unter dem seidenen Dache hervor, da kommt ein Mensch ohne Schirm, triefend von Kopf bis Fuß, zieht eine Cigarre aus der Tasche und bittet mich um Feuer. Ich kann mich nicht enthalten, zu lachen, der Andere bleibt ernsthaft, ruinirt mir meine Cigarre, wird durch den strömenden Regen verhindert, die seinige in Brand zu versetzen, dankt dann sehr höflich, und entfernt sich. Neben Spaziergängern, die sich sichtlich wohl fühlen und den Hut abnehmen, um sich den Kopf anregnen zu lassen, gibt es andere, die auf- und davonrennen, als liefe der Regen ihnen nicht nach. Ich betrachte mir auch den k. k. Bureau-Chef, der gravitätisch im Regen dahingeht, als könne dieser nur einem Subaltern-Beamten etwas anhaben. Ihm, dem k. k. Bureau-Chef, ist der Regen vollkommen gleichgiltig. Ich betrachte die schönen Wienerinnen mit ihrem elastischen und doch festen Gange, wie sie selbst im Regen zierlich marschiren, allen Lachen und

Pfützen zum Trotze die Schuhe rein erhalten und die straff gezogenen Strümpfe vor jedem Fleckchen bewahren. Ich betrachte auch die diversen Kutscher. Sie produciren auf dem Gebiete der Regenmäntel das Gewagteste, was die menschliche Phantasie nur ersinnen kann. Ein Comfortable-Kutscher trägt sogar ein Damen-Mantelet. Aber es kleidet ihn nicht gut. Und was ich sonst noch sehe! Die überfüllten Tramway-Waggons, in denen ein Passagier am anderen naß wird. Gelbe Placate mit rothen Querstreifen: „Wegen ungünstiger Witterung verschoben." Die überfüllten Gast- und Kaffeehäuser, in die man sich flüchtet, um entsetzt den Einfluß des Regens auf Bier und Wein zu bemerken. Die ironische Ruhe der Kutscher, die schon einen Passagier führen und von einem anderen nutzlos angerufen werden. Und ich sehe auch mit Wehmuth, daß die Galloschen aussterben wie die Eingeborenen der Sandwichs-Inseln, die Möpse und die Steinböcke. Aus meiner Kindheit erinnere ich mich noch, daß bei Regenwetter in jedem Vorzimmer die Zahl der aufgestellten Galloschen genau annoncirte, wie viele Personen sich in der Wohnung befanden. Es gab keinen Menschen ohne Galloschen. Wo sind diese Zeiten! Heute tragen außer Staatspensionisten, namentlich denen in Graz, nur noch Provinz-Charakterspieler Galloschen, um sich jenen schleichenden, geräuschlosen

Gang beizulegen, durch welchen sich bekanntlich im wirklichen Leben alle heuchlerischen, intriguanten und selbstsüchtigen Menschen behufs leichteren Erkanntwerdens auszeichnen. Und noch etwas Schmerzliches gewahre ich! Es ist aus der Mode gekommen, Damen auf der Straße Regenschirm-Begleitung anzubieten. Männer mit Schirmen gehen an Frauen, die ohne solche durch den Regen waten, vorüber, ohne eine Miene zu verziehen. Ich glaube, daß darauf die Abnahme der Heiraten in Wien mit zurückzuführen ist. Eine andere Ursache wüßte ich nicht. Unsere Mädchen werden immer einfacher und anspruchsloser, so daß ein Mann immer weniger Scheu davor empfinden muß, sich einen Hausstand zu gründen. Aber es fehlt ein wichtiger Anknüpfungspunkt zu Bekanntschaften zwischen Herren und Damen, seitdem sich bei Regenwetter keine Galanterie mehr entwickelt ... „O mein Herr, ich kann Sie nicht länger berauben.“ — „Behalten Sie den Schirm nur, mein Fräulein, ich bin so frei, ihn morgen bei Ihren Eltern („Herren Eltern“ sagt der Wiener) abzuholen.“ — Eine Verbeugung. Man geht auseinander. Drei Monate später Verlobung, dann Hochzeit und so weiter. Das Alles ist vorüber. Man trägt heute keine Galloschen und bietet Damen keine Schirme an. Solche Kleinigkeiten sind Bausteine zum Tempel einer Culturgeschichte unseres

Jahrhunderts. Ehemals wurden Heiraten im Regen geschlossen. Während ich daran zurückdenke, fällt mir ein, daß die Italiener für die Kunde: „Es regnet," die reizende, sprichwörtliche Umschreibung haben: „La moglie del diavolo fa il buccato." Des Teufels Weib hat Waschtag.

Ein vergessenes Grab.

Nicht selten passirt es, daß man ein Ding, an dem man jahrelang achtlos vorübergegangen, plötzlich mit sehenden Augen beschaut: ein Haus, eine Statue, ein Wahrzeichen. Dann erstaunt man, dieses Ding bisher nicht gesehen zu haben, und man freut sich der gemachten Entdeckung, als hätte man die Weltkarte um ein Amerika bereichert. Von solch' einer Entdeckung möchte ich hier in Kurzem berichten .... Vom Kahlen- und Leopoldsberge bei Wien datirt mein Bericht. Das wird die Leser enttäuschend überraschen. Als ob es von diesen vielbesuchten Bergen noch etwas zu erzählen gäbe, was nicht Jedermann weiß? Vielleicht doch — trotzdem alle Welt darüber unterrichtet ist, welche Rolle der Kahlenberg in den Türkenkriegen gespielt hat und in welchem Zusammenhange der Leopoldsberg mit der Gründung von Klosterneuburg steht. In die Geschichte

der beiden Ausläufer des cetischen Gebirges hat eine Gestalt sich eingefügt, die zu den brillantesten Vertretern des vorigen Jahrhunderts gehört, eine jener Rococo-Figuren, um deren Haupt geistreiche Bonmots, glänzende Fähigkeiten für geselligen Verkehr, literarisch ausgearbeitete Privatbriefe — kurzum alle im Säculum der Briefe und der Soupers modern gewesenen Vorzüge — eine Gloriole gewoben.

Eine Gestalt, die, nebenbei bemerkt, den Namen eines beachtenswerthen Schriftstellers, eines tapferen Generals und eines weltmännisch gewandten Diplomaten trägt. Daß der Mann, von welchem die Rede ist, die Natur liebte und speciell für die Umgebungen Wiens schwärmte, macht mir sein Andenken doppelt liebenswürdig. Nach Jahren voll Glanzes suchte er sein Refugium auf dem Leopolds- und Kahlenberge. Hier wollte er nunmehr leben und sterben, hier wollte er begraben sein, ferne von dem Lande, das ihn geboren. Wie so manche Größe des achtzehnten Jahrhunderts, für dessen Geschmack in geistigen und künstlerischen Fragen uns das Verständniß abhanden gekommen, so zählt auch der Mann, von dem ich spreche, zu den vergessenen Größen, vergessen in der Literatur, in der er ehedem brillirte, wie sein Grab in der prächtigen landschaftlichen Umrahmung, in der es sich verbirgt hinter Laubwerk und Geäste.

Ein Naturschwärmer war's, der sich hier zur Ruhe gebettet. Aber kein Schwärmer überhaupt, sondern ein epikuräischer Fürst, mehr dem Epigramm als der Idylle zugeneigt, ein Hofmann, der nicht gern seine Gefühle bloßlegte und nur deshalb mit seinen Lieblingsplätzen schmollt, um nicht eingestehen zu müssen, wie sehr sie ihm an's Herz gewachsen. Wien und Alles, was drum und dran, war ihm aber wirklich werth. „Wien ist die Hauptstadt Niederösterreichs und der Monarchie; es könnte die Hauptstadt Europas werden, wenn man nur wollte.“ So schrieb er allen Ernstes, obwohl er kein Wiener Kind gewesen. Er war in Brüssel geboren, und zwar am 23. Mai 1735, und sein voller Name lautet: Karl Lamoral Fürst von Ligne. Am 13. Dec. 1814 ist er als österreichischer Feldmarschall gestorben. Als Hauptmann der Trabantenleibgarde hinterließ er diesem Corps testamentarisch seine Memoiren; letztere gingen in das Eigenthum der Verlagsfirma Cotta über, sind aber bis heute nicht veröffentlicht worden.

Diese Memoiren mögen des Interessanten eine Fülle enthalten; des Fürsten Verkehr an den größten europäischen Höfen, seine Beziehungen zu Josef II., Katharina II., Friedrich dem Großen, Voltaire, Rousseau u. s. w. boten seiner von einem brillanten Geiste geleiteten Feder unermeßliches Materiale. Und er

führte nicht etwa die Feder eines Dilettanten. Nach der Krönung Leopolds II. zog der Fürst, der mit dem neuen Monarchen nicht auf dem besten Fuße stand, sich von Wien zurück. Er erbaute ein Wohnhaus auf dem Leopoldsberge, kaufte einige der Camaldulenser-Zellen auf dem Kahlenberge, nachdem das Kloster aufgehoben worden, und verließ sein Refugium nur, um in Nußdorf glänzende Gesellschaften zu empfangen. Der gefeierte Cavalier, der auf die Pompadour wie auf die nordische Semiramis mächtigen Eindruck hervorgebracht, suchte in der Einsamkeit — wie er sich ausdrückte — „Schutz vor Philosophen und Ueberschwemmung.“ In dieser Einsamkeit schrieb er außer einigen kleinen Werken nicht weniger als vierunddreißig Bände, welche den Gesammt-Titel tragen: „Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires.“ Der Fürst legte den größten Werth auf seine militärischen Arbeiten. Er verkannte sich, wie fast alle Schriftsteller sich verkennen. Nur als Anekdotier, als Plauderer leistete er Bedeutendes. Er wäre in unseren Tagen ein vorzüglicher Feuilletonist geworden.

Einer der geistreichsten Menschen seines Jahrhunderts, veröffentlichte er seine Werke nur, weil er gegen das Ende seines Lebens in Geldverlegenheiten war und des Honorars bedurfte, nachdem er aus

„Noth“ bereits seine Bilder und sein Porzellan verkauft hatte. Er schrieb, um seinem Geiste Luft zu machen, aber er ließ das Geschriebene drucken, weil er Geld brauchte. Nach Verkauf der ihm vom deutschen Reiche verliehenen gefürsteten Reichsgrafschaft Edelstetten verfügte er über eine Jahresrente von 17- bis 18.000 Gulden. Er nannte diesen Vermögensstand eine „goldene Mittelmäßigkeit.“ Immer, wie auch seine Verhältnisse waren, übte er Gastfreundschaft. „Ich muß es wohl sagen,“ bemerkte er, „daß mein Haus das einzig offene in Wien ist. Ich habe sechs Gänge zum Diner, fünf zum Souper. Wer kommt, setzt sich mit mir zu Tische.“ Er lebte als Philosoph. Nachdem er sich vom Hofe zurückgezogen, bekundete er durch die von ihm veranstalteten Feste, daß er keineswegs die Lust am Leben verloren habe. Er liebte Wien, aber als Weltweiser hatte er eine kosmopolitische Richtung. „Immer,“ schreibt er, „hat man mich überall gut behandelt und in mehreren Ländern erfuhr ich angenehme Erlebnisse. Ich habe sechs oder sieben Vaterlande: das Kaiserreich, Flandern, Frankreich, Oesterreich, Polen, Rußland und vielleicht auch Ungarn, welches Allen, die gegen die Türken gekämpft haben, das Indigenat verleiht und mir dasselbe auf dem nächsten Landtage gewähren wird.“ Die Liebe begleitete ihn wie die Weltweisheit durch sein ganzes Leben.

An den Folgen einer Erkältung, die er sich bei einem Rendezvous mit einer Dame zuzog, soll er gestorben sein. Viele der Aufschriften, mit denen er die Mauern seines Refugiums schmückte, führten denn auch die Sprache des Herzens. Seither sind diese Inschriften verschwunden. Die Häuschen, die der Fürst auf dem Kahlenberg besaß, existiren nicht mehr. Sein Haus auf dem Leopoldsberge enthält jetzt die Försterswohnung und die Restaurations-Localitäten; hier hat die Tünche alle Spuren von des Prinzen poetischer Marotte: die Mauern mit Versen bemalen zu lassen, verdeckt.

Zwei Jahre vor seinem Tode drückte er es aus, wie ungern er der Liebe entsage. Am 1. Mai 1812 schrieb er auf eine Gartenmauer: „Adieu fortune, honneurs, adieu, vous et les vôtres! Je viens ici vous oublier. Adieu, toi même, amour, bien plus que les autres, difficile à congédier." (Lebewohl, o Glück! Ehren und Alles, was zu Euch gehört, lebet wohl! Hier will ich Euch vergessen. Und Liebe, du selbst, lebe wohl, magst du auch schwerer zu verabschieden sein, als all' die anderen.) Von den Aufschriften, mit welchen der Fürst seine Mauern auf dem Leopoldsberge zierte, setze ich noch drei in deutscher Uebertragung hieher — echte und rechte Gefühlsäußerungen eines philosophirenden und schriftstellernden Grandseigneur des achtzehnten Jahrhunderts: „Lernet

von der Donau, wie unsere Tage dahinfließen. Diese Nebel sind Bilder unserer Illusionen. Seht Ihr den Rauch und manchmal den Sturm sich erheben über den Dächern der Paläste und der Höfe? Selten bricht durch Rauch und Wolken, gleich der Vernunft, die leuchtende Sonne sich Bahn. Wollt Ihr nachdenken? Bewohnet diesen Aufenthalt, wo Studium und Vergnügen herrschen." — „Von diesem Berge gewahre ich die Wege des Ruhmes, der Gnaden, der Vergnügungen, der höfischen Würden. Mehr als die Weltgeschichte beschäftigen mich in diesem lachenden Aufenthalte mein Herz und meine Gesundheit." — „Geschichtliche Thatsachen entzünden hier das Genie. Markgrafen, Polen, Türken und Heilige haben diesem Orte zum Ruhme verholfen. „Mon réfuge" nenne ich ihn. Hier läßt Philosophie Einen ruhig leben. Günstling und Nachbar Gottes, des Herrn, genießt man hier des Appetits, des Schlafes und der Liebe. . . ."

Der fürstliche Schriftsteller hauste an der Stelle, wo der heilige Leopold gewaltet, wo die Ruinen der alten babenbergischen Fürstenburg sich erhoben. So ändern mit den Zeiten sich die Physiognomien von Orten und Bergen . . . Der Kahlenberg weiß auch davon zu erzählen. Vorerst Eigenthum der Camaldulenser, ging er nach der Reihe an Herrn v. Kriegl, Stift Klosterneuburg, Frau v. Traunwieser

und Fürsten Liechtenstein über, und nun hat eine Actiengesellschaft ihn mit Beschlag belegt. Fürst Ligne theilte seine Liebe zwischen Leopolds- und Kahlenberg. Auf jenem hat er gelebt, auf diesem ruht er zu ewigem Schlafe. Trotz aller Lebensweisheit mag er nur ungerne an das Grab gedacht haben, das er sich auf dem Kahlenberg ausgewählt — das nunmehr „vergessene Grab." Als Soldat fühlte er sich zu diesem Berge hingezogen, von dem aus Sobieski den siegreichen Anlauf wider die Türken genommen. Der Fürst von Ligne betont mit Vorliebe den landschaftlich-idyllischen Charakter seines Sanssouci. In einem seiner längeren Gedichte ruft er aus: „Hier trotze ich Euch, Moses und Milton! Hier finden Eure verlorenen Paradiese sich wieder! Halte still, Wanderer, und betrachte diese erhabenen Berge, durch ewige Ketten miteinander verbunden." Und wie er in diesen Versen weiter träumt und sich entzückt, läßt er gerne die Vergangenheit beiseite und spricht schwärmerisch von der herrlichen Aussicht, deren er sich auf dem Leopoldsberge erfreut. Manchmal entgeht er doch nicht der historischen Reminiscenz: „Ich sehe Petronell, ein Schloß an dem Ufer, an welchem Marc Aurel gestorben ...." Oft wird er satirisch. In dem Gedichte „Les délices de Vienne" z. B. spottet er darüber, daß Wien im Sommer staubig sei; im Herbst sieht er die Reben zugrunde

15*

gehen und sein Kamin muß geheizt werden; im Winter plagen ihn die Wiener Theegesellschaften. Jede Saison erscheint ihm „höllisch." Aber er meint das nicht ernst, denn er will doch nirgend anders als in Wiens nächster Nähe sein und enden.

Und nun schlummert er auf einem wunderbaren Plätzchen. Die Unzähligen, welche den Kahlenberg besuchen, gewahren kaum, daß zwischen dem Geh- und dem Fahrwege zur Seite des neuen Hotels die Todten des Kahlenberges ihre Wohnstätte haben. Keine Mauer, kein Gitter, keine Kapelle lenken die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden auf den stillen Ort. Buchen und Birken ringsum, nur ein enges Fleckchen als Durchgang gewährend, ein oblonges Viereck: der ehemalige Friedhof. Etwa ein Dutzend Gräber occupiren den kleinen Raum, dessen Boden dicht mit vielgestaltigem Unkraut bewachsen ist.

Künstlerisch schön präsentirt sich da nur das Grab der Familie Finsterle, eine rein gothische Kapelle, an der Rückenwand eine Auferstehung Christi, al fresco von Eduard Swoboda gemalt. Alles Uebrige muthet verfallen und ruinenhaft an. Gebrochene Kreuze sind neben Grabeshügeln niedergestürzt, Bruchstücke von Monumenten liegen da und dort — einen Augenblick kömmt Einem der Prager Judenfriedhof in Erinnerung. Die Gemeinde will die Kosten einer gemauerten Ein-

zäunung nicht auf sich nehmen, und so hat die Behörde ihr verboten, sich dieses Friedhofes weiter zu bedienen; jetzt müssen die Todten den Weg hinab in's Kahlenbergerdorf, zum neuen Gottesacker, zurücklegen. Da oben aber ist's ruhig, einsam, weltverlassen ... Ein geschweiftes hohes Kreuz aus Granit verkündet in lateinischer Sprache, daß hier die Familiengruft der Fürsten von Ligne sich befinde. Hinter dem Kreuze umrahmt ein niedriges Gitter drei, von Thujen beschattete, gleichförmige Grabsteine — Quadrate mit einfacher Simsbekrönung — mit den Inschriften nach innen einander zugekehrt. Auf einem dieser Steine lesen wir: „Carolo. Lamoralio. Princ. A. Ligne. Super. Exerc. Duci. Praetor. Praef. Viro. Forti. Litteratori. Consp. Nat. XXIII. Maii. 1735 Ob. XIII. Dec. MDCCCXIV."

Nebenan ruht des Fürsten Gattin, geb. Prinzessin von Liechtenstein, gegenüber seine Tochter, verehelichte Gräfin Potocka. Verwischt sind die Inschriften, fast unleserlich — Niemand bekümmert sich um die Gräber, Niemand um das „vergessene Grab" eines der merkwürdigsten Menschen, welche, im achtzehnten Jahrhunderte fußend, herüberragen in's neunzehnte, in das unsere. Das Geschlecht der Ligne war verschwägert mit den Häusern Clary, Liechtenstein, Potocki — findet unter den Sprößlingen dieser großen Familien

sich Niemand, der dafür sorgen möchte, das vergessene Grab in Stand zu erhalten, aber gefälligst in einem verbesserten?

Nicht ohne Wehmuth bin ich jüngst wieder vor der verwilderten, verwahrlosten Grabstätte des Fürsten von Ligne gestanden. Es war Abend, und Dämmerung umspielte den geglätteten, spiegelnden Granit, unter welchem der Fürst begraben liegt — ich blickte auf ein düsteres Bild, bar jener freundlichen Melancholie, welche gutgepflegten Gräbern sozusagen den Stempel der Versöhnlichkeit aufdrückt. Und ich gedachte der Worte, welche der Fürst in richtiger Todesahnung zur Zeit des Wiener Congresses schrieb: „Der Congreß ist am Ende seiner Festlichkeiten. Welches Schauspiel soll ich ihm bieten, auf daß er sich nicht langweile? Das Begräbniß eines Marschalls.“

Vom Wiener Dialekt.

Wir Wiener hegen eine namenlose Angst davor, uns literarisch offenkundig mit Wien zu beschäftigen. Einige Antiquare haben die Alterthümer unserer Stadt behandelt, einige Geschichtsschreiber ihre Vergangenheit dargestellt. Aber wir besitzen kein Buch, wie Maxime du Camp es über Paris geschrieben, keine Zeitung localhistorischer Art, wie die in Berlin erscheinende Wochenschrift „Der Bär". Unsere Belletristik hütet sich sorgsam, auf dem Boden der engeren Heimat zu verbleiben. Wir haben kein Selbstbewußtsein, weil wir zu „gemüthlich" sind. Dieser Erbfehler spricht allenthalben sich aus. Wir sind so kosmopolitisch, daß wir keine Wiener sind, und während nur in den tiefsten, sumpfigen Gegenden der Literatur mit meist lächerlichen Mitteln der Local-Patriotismus gepflegt wird — mit Mitteln, welche zur Opposition reizen — weichen wir dem Worte „Wien" mit wunderlicher Sorgsamkeit aus. Wir sind umgekehrte Ausgaben des Antäus. Wir

gewinnen Kraft, wenn wir die mütterliche Erde verlassen. Man betrachte einmal französische Romanciers und Dramatiker. Sie bestreben sich, Pariser Scenerie so stark als möglich zu betonen, Straßen und Häuser so genau zu bezeichnen, daß man sie aufsuchen kann. Ein Poet wie Victor Hugo verschmäht nicht das Local-Colorit und hat sogar den Pariser Argot um einige Ausdrücke bereichert. An einen Wiener Roman, ein Wiener Drama knüpfen sich für uns in Folge leidiger Tradition von vornherein Begriffe von unliterarischen, unkünstlerischen Leistungen. Ueber Theodor Scheibe und Anton Langer ist der Wiener Roman, über werthlose Possen das Wiener Drama selten hinausgekommen. Zu dem Seltenen gehören einige Lustspiele Bauernfeld's, wie „Aus der Gesellschaft", der Roman Friedrich Uhl's: „Haus Fragstein." Noch ist Friedrich Schlögl zu nennen, der auf urwienerischem Gebiete als echter Künstler sich bewährt und mit einer Feder, die ihre Kreise viel weiter ziehen könnte, Wien und die Wiener beschreibt. Aber diese Ausnahmen verschwinden quantitativ. Im Großen und Ganzen empfinden unsere Schriftsteller einen Horror davor, Wien beim Namen zu nennen. Der Held eines Romanes darf die Heldin in der Avenue du Bois de Boulogne kennen gelernt haben, aber nie und nimmer auf der Ringstraße, und ist letztere doch der Ausgangspunkt

einer Intrigue, so wird sie nicht ausdrücklich, sondern nur mit verschämter Umschreibung genannt. In einem Drama höherer Gattung darf vom Boulevard des Italiens die Rede sein, aber nie und nimmer vom Prater oder vom Augarten. „Was kann Einem auf dem Stephansplatze Großes begegnen?“ fragen sich unsere Autoren, und lassen, was sie ersonnen haben, in B.., in R.. spielen und kommen über die Detailbezeichnung „G..straße“ oder „H..platz“ nicht hinaus. Mit der Zeit wird uns das Selbstbewußtsein vielleicht kommen. Vorderhand — vielleicht weil Wien so lange keine ausgesprochene Literaturstadt sein durfte — haben Autor und Publikum einander nicht genügend für Localsinn erzogen. Einzelne gute Stücke der ernsten Gattung haben in Wien darunter gelitten, daß sie Wiener Farbe bekannten. Ja, selbst auf dem Gebiete ziemlich leichter Waare bleiben Mißerfolge nicht aus, wenn es auf dem Theaterzettel heißt: „Die Handlung spielt in Wien.“ Eine der Operetten von Johann Strauß machte aus solchem Grunde lange nicht die erwartete Wirkung.... Und doch! Wir brauchen uns unserer Stadt nicht zu schämen. Sie hat Fehler, aber liebenswerth ist sie und kann sich sehen lassen. Kein Fremder verläßt sie unbefriedigt, und wir selber dürfen dem alten, längst vermoderten Schulmeisterlein beistimmen, das in seinem Lobspruch auf die „hochlöbliche, weitberühmte

königliche Stadt Wien in Oesterreich“ wohlgemuth sang:

> „Wie ich die Stadt nun vor mir sah:
> Edles Wien! selbst zu mir sprach,
> Du bist die Pfort' und Zier allzeit,
> Befestigung der Christenheit.“

Aber weil wir nur Extreme kennen: entweder eine Affenliebe, die uns für Wiens Mängel und Schäden blind macht, oder eine eisige Kälte gegen alles locale Element, ist es begreiflich, daß literarisch nichts für den Wiener Dialekt geschieht. Johann Gabriel Seidl litt unter dem Fluche, ein Vormärzler zu sein. Nach ihm hat kein Dichter in heimischer Mundart gesprochen. Wir haben nicht wie die Schlesier einen Holtei, wir müssen die Baiern um ihren Karl Stieler beneiden, die Steierer um ihren Rosegger, die Frankfurter um ihren Friedrich Stoltze, wir sind mit Haut und Haar „hochdeutsch“ geworden, und käme Einer daher, sänge im Wiener Dialekt und machte Anspruch auf Geltung als vollwichtiger Dichter, wir würden ihm sagen: „Das schickt sich nicht.“ Die Austriacismen in unserer Prosa sind wir nicht los geworden, aber wir verleugnen den Dialekt wie Convertiten ihre angeborene Confession, wie reich gewordene Parvenus ihre Herkunft aus kleinen Verhältnissen. Wir vergessen, daß die Seele eines Stammes sich ganz

und gar eben nur im Dialekt ausspricht. Wer ein Volk studiren will, muß wissen, wie diesem der Schnabel gewachsen ist. Man kennt Wien nicht, wenn man den Wiener Dialekt nicht kennt. Die Spottsucht und die Weichherzigkeit des Wieners, sie treten im Wiener Dialekt hervor. Dieser verhöhnt und verhätschelt zugleich, er findet die ironisch herbsten Bezeichnungen und gibt dem Worte äußerlich so gutmüthige Form, daß selbst der Verspottete kaum beleidigt sein kann. „Tinterl" oder „Lipperl" klingt beinahe wie ein Kosenamen. Wenn aber irgend eine Eigenschaft der Autochthonen, so ist in unserem Dialekt der Respect vor dem Fremden, dem Ausländischen getreulich ausgedrückt. Wo ein gut deutsches Wort zur Verfügung steht, um mit etwaiger mundartlicher Variation gebraucht zu werden, greift der Wiener gierig — wie das Kind nach einer vergoldeten Nuß — nach dem Product einer fremden Sprache, verballhornt es allerdings bis zur Unkenntlichkeit oder hängt es einem deutschen Worte willkürlich an. „Bett'ltutti" und „Bauschquantum" sind Beispiele der letzteren Gattung; „biberln" anstatt „trinken" gibt einen Begriff der besagten Verballhornung. Das wichtigste Charakteristikon des Wiener Dialektes liegt darin, daß er im Gebrauch von Fremdworten geradezu schwelgt, ja, daß er die gleichbedeutenden deutschen Worte gar nicht kennt. Er weiß nicht,

daß es „Wunden“ gibt, er spricht nur von „Blessuren“. Er hat nicht „Muth“, sondern „Kurasch“. Er ist nicht „gelähmt“, sondern „kontrakt“. Die „Citrone“ kennt er nicht, sonderu nur die „Limoni“, das „Waschbecken“ nicht, sondern nur das „Lawur“. Er ist „manierli“, betreibt ein „Metier“, liebt ein „leschäres“ Benehmen, ißt Kartoffeln in der „Montur“, wird leicht „rewellisch“, schimpft seinen Gegner einen „Malefizkerl“ oder einen „Futikerl“, „regartirt“ unwürdige Angriffe nicht, „riskirt“ gern etliche Kreuzer auf einen „Reschkonter“ im kleinen Lotto und läßt sich für eine nächtliche „Remasuri“ gutwillig ein „Repramah“ ertheilen. Er „ataschirt“ sich an Leute, die ihm lieb sind, „attakirt“ die Feinde, hat einen „Gusto“ auf gutes Bier, „flanirt“ gern über die Ringstraße und gibt das Leben für eine „Gaudi“. Er freut sich über jeden „Hallodri“ (Verballhornung von „Allotria“), liebt aber die Menschen, die „Politur“ (gesellschaftlichen Anstand) haben, und thut so „quasi“, als ob er von den Dingen, die ihm unangenehm sind, nichts bemerken würde. Manchmal stellt er die Fremdworte so auf den Kopf, daß man sie gar nicht erkennt, und gibt ihnen willkürlich eine Bedeutung. Von arroganten Leuten sagt er, daß sie sich ein „Pré“ geben, einen Festschmaus nennt er ein „Valedi“. Ein Hinderniß

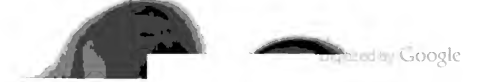
ist ihm ein „Nisi", er hat aber keinen „Spurius" davon, daß er eigentlich lateinisch spricht. Hie und da wendet er sich um ein Anlehen an andere österreichische Stämme. Von den Czechen nimmt er „Sablati, und „Platti" für Geld. Auch der hebräisch-deutsche Jargon muß ihm aushelfen. Er hat gerne einen „Rewach" (Nutzen), kann es aber nicht leiden, wenn man unnütze Umstände, „Gserres" oder „Massamatten", macht. Am Sonntag trägt er den Cylinderhut als „Schabbesdeckel". Solcher Beispiele ließen sich unzählige anführen, um zu zeigen, wie der Wiener Dialekt das Fremdwort nimmt, es zustutzt, knetet, formt, behaut, seinen Zwecken dienlich macht. Er gefällt sich aber manchmal darin, das Fremdwort so weit zu bearbeiten, daß man sich einige Mühe geben muß, es wieder zu erkennen. Bei drei Sprachen macht er für diese Art der Adaptirung Schulden: bei der französischen, italienischen und spanischen. Zur englischen hat er keine Beziehungen. Das kommt wohl daher, daß zwischen England und Oesterreich nie ein intimer Contact geherrscht hat. An solchem Contact, an örtlicher Berührung liegt es, daß eine Sprache sich der andern aufdrängt und aufpfropft. Von Calais nach Dover ist der Weg nicht weit; darum wimmelt der Pariser argot von Anglicismen. Nach Paris sind die Wiener immer mit Vorliebe gegangen; Pariser

Wesen suchten sie immer nachzuahmen; die französische Sprache hat also ein gewaltig Stück Terrain des Wiener Dialektes als Besitz ergriffen. Lombardo-Venetien gehörte lange zu Oesterreich; unser Militär lag in Italien, aus dem österreichischen Theile der apenninischen Halbinsel kamen zahlreiche Einwanderer zu uns, namentlich Leute, die mit Südfrüchten handelten. Noch heute nennt der Wiener den Südfrüchten- und Delicatessenhändler den „Italiener“. Die Sprache Dante's und Ariost's mußte unseren Dialekt vielfach bereichern. Zu Spanien hatten wir intime Beziehungen. Trotzdem kann ich im Wiener Argot nur ein spanisches Wort finden. Stachelbeeren, die meist wie unreifes Obst aussehen, nennen wir „Agraß“. Agraz heißt spanisch „unreif“. Warum ist diese spanische Spur vereinzelt? Etymologen mögen diese Frage entscheiden. Ich glaube, das Spanische verliert einen großen Theil seines Einflusses, wo das Französische und das Italienische sich geltend machen, weil es unter den dreien das schwächste Idiom ist und von den beiden anderen an die Wand gedrückt wird. Wer „temps“ oder „tempo“ sagen kann, wird sich nicht für „tiempo“ entscheiden. „Temps“ ist klarer, tempo schöner... Gehen wir speciell den Spuren des Italienischen nach, so finden wir einen nachhaltigen Einfluß. Zuweilen hält es nicht leicht, im Wiener Dialektgewande

das ursprüngliche italienische Wort zu agnosciren. Was dieser aus einem Eigennamen zu machen im Stande ist, zeigt der Falconetti-Steg, welcher zum „Focanedi-Steg“ geworden war. Jeder Dialekt ist mundfaul und richtet die Worte so ein, wie sie sich mit geringerer Mühe aussprechen lassen. Dem „Gatsch“, Bezeichnung für eine breiartige Speise, schwebt als Vorbild irgend ein weicher Käse, cácio, vor. Die „Peppi“, recte Josephine, hat sich diesen Namen bei der gluthäugigen „Beppa“ geholt, und auch „Beppo“, der männliche Joseph, muß sich „Peppi“ tituliren lassen. Der „Pamperletsch“, ein unsauberes Kind, ist auf Bambuccino zurückzuführen; das „Fazinettl“, Taschentuch, auf Fazzoletto; die „Bollet'n“, Mauthzettel, auf Biglietto; die „Mischkerlanz“, das Durcheinander, auf Miscuglio; „Denari“, Geld, auf Danaro; der „Extratter“, die einzelne im Lotto gezogene Nummer, auf Estratto; der „Fallot“, ein verlotterter Mensch, auf Fallito, den Bankerottirer; die „Fiduz“, das Vertrauen, auf Fiducia; die „Zibeben“, große Rosinen, auf Zibibbi und Cubebe; die „Trema“, Angst, auf das Zeitwort tremare, sich fürchten; der „Spagat“, Bindfaden, auf Spago; der „Traktamenter“, eine Gasterei, auf Trattamento. Manchmal wendet der Dialekt das italienische Wort mit geradezu erheiternder Willkür an. Den Theater-

diener, der in den Zwischenacten Erfrischungen anbietet, nennt er wegen der Nummer am Frack einen „Numero“; den italienischen Wursthändler, der im Prater seine Waare feilbietet, einen „Salamini“; das Wort „Tutti“, zufälligerweise eine buchstäbliche Uebersetzung des in Norddeutschland so gebräuchlichen „alle“ („das Geld ist alle“), bedeutet, daß etwas zu Ende sei, zum Beispiel: „Dieser Kaufmann ist tutti“, bei besonderer Verstärkung „bett'ltutti“. Unter „Solo“ versteht der Wiener Dialekt etwas Ausgezeichnetes. Was besonders gut ist, steht allein da, mithin solo. Die besten Krebse in Wiener Gasthäusern heißen „Solo-Krebse“. Außerdem wird Jemand „Solo gefangen“, arretirt, was jedenfalls unangenehmer ist, als einen Karten-„Solo“ zu spielen.

Die französische Sprache ist ebenfalls eine ergiebige Quelle für unsere Mundart. Um sich darüber einige Klarheit zu verschaffen, muß man freilich den Worten, wie sie in Wien coursiren, genau in's Gesicht sehen. Es ist nicht so leicht, in der „Trull“ im Tarockspiele tous les trois zu erkennen; im „Schwolisché“ den Chevaux-léger; im „Gatsch“ den gâchis; im „Schmafu“ je m'en foue; in der „Trillasch“, Gitterwerk, die grillage; in der „Ringlotte“ die Reine-claude; im „Sanprell“, Schnupftabak, den Sanspareil; im „Schion“ den Chignon. Manchmal



macht der Dialekt Demjenigen, der ihm die Maske lüften will, tüchtig zu schaffen. Wie gut ist zum Beispiel der „Basler“ vermummt! So nennt man einen Menschen, der sich zum bloßen Vergnügen mit allerlei Kleinarbeiten beschäftigt. Wir müssen zu „baslertan“ übergehen, gleichbedeutend mit „gemächlich, zum Zeitvertreib“, und so gelangen wir zum Passe-temps, der Quelle des „Basler's“. Aus entêté ist „antidirt“ geworden; aus filouter „außerfiludiren“; aus traîner „außitrenirn“, im Sinne von verschleppen, verzögern; aus dem bassin die „Bassena“; aus der bastonnade „Bastoni“; aus brouillé „brüllirt“; aus manger „manscharn“; aus der poularde, dem Masthühnchen, ein „Polakl“; aus dem point-d'honneur ein „Pontonär“; aus der gêne ein „Schenirer“; aus maintenir „mantenirn“, im Sinne von behaupten; aus branler, zittern, „prandlir'n“; aus mollet, weich, zart, sanft (lateinisch mollis, italienisch molle, spanisch muelle) das schmeichlerische „mollert“ ein „mollertes Mäd'l“. Der Wiener Dialekt spricht so gern französisch, daß er französische Worte in Anwendungen gebraucht, welche dem Franzosen gänzlich fremd sind. Der Pariser ahnt nicht, daß man im Kaffeehause eine „Mélange“ trinken kann; er geht nicht, wie die Wiener, zum Friseur, sondern zum Coiffeur; er sucht wohl beim Mittagessen sein Couvert, aber

den Brief steckt er in die Enveloppe. Das echte Wiener Kind lernt im zartesten Alter Clavier spielen und französisch sprechen (aber fragt mich nur nicht: wie?), was Wunder, daß unser Dialect so eigenmächtig umspringt mit der Sprache, die neben der deutschen einherläuft im Wiener Volksthum!

Speciell die fremdsprachigen Elemente im Wiener Dialekte sind culturhistorisch bemerkenswerth; sie erinnern daran, daß Wien nicht zufällig eine Hauptstadt geworden; in dem Becken, in das es hineingebettet worden, reichen West und Ost, Nord und Süd einander die Hände, hier war der natürliche Kreuzungspunkt gegeben, wo alle Nationen Europas einander begegnen sollten, und hätten nicht Krieg und Pest immer alle stetige Vererbung, alle ungebrochenen Traditionen in Wien behindert — wie sie uns des Besitzthums aller eigentlich „alten", Häuser beraubt haben — der Wiener Dialekt müßte von einem Dutzend fremder Sprachen beeinflußt, müßte fast entkleidet sein aller deutschen Urthümlichkeit!

Winter und Sommer in Wien.

Die Tages- und die Jahreszeiten verändern gar gewaltig die Physiognomie der Stadt. Dieselben Häuser und dieselben Straßen sind es freilich des Morgens und des Abends, im Winter und im Sommer, dieselben und doch wieder andere, und wer unser Wien durchwandert, wird im Juli so ganz anders denken und empfinden, als im December . . . Oder sollte es Leute geben, welche da glauben, der Winter sei überhaupt nicht gemacht für frohgemuthes Wandern? Wenn es solche gibt, dann rathe ich ihnen, auf knisternder Schneedecke, in deren jedem Körnchen die Wintersonne glitzert, rüstig auszuschreiten, hinaus vor das Häusermeer, und sie werden ein neues, ein köstliches Vergnügen kennen lernen. An einem hellen Decembertage draußen auf dem Lande denkt Niemand an's Sterben der Natur; wie ein herber Vorfrühling gibt sich der Winter da, und seine Rauhheit hat etwas Schmeichelndes. Nebel und Thauwetter machen den

Winter leidig. Aber sie gehen vorüber wie jedes Uebel, und nach ein wenig Finsterniß erst weiß man das Licht zu schätzen ....

Christnacht ist's. Sie hat begonnen ohne Schnee, und wir meinten, sie werde verlaufen, wie sie angefangen. Die Kerzchen am Tannenbaum werden angezündet, heller Schein ergießt sich über die Stube bis in jeden Winkel; der Vogel, der in seinem Bauer geschlummert, erwacht und schmettert ein verwegen Lied, denn er meint, es sei Tag geworden. Ich trete an's Fenster. Wild tanzende Flocken wirbeln mir vor den Augen. Der Winter ist gekommen als Christnachtbescheerung. Zur heiligen Stunde legt der Schnee sich auf Straßen und Dach, das Christkind hat „weiße Weihnachten" gebracht. Der Winter ist gekommen, die seltsam reizvolle Zeit, in der die Geselligkeit so schön ist wie das Alleinsein.... Aus dem Familienkreise denke ich mich hinweg wieder in's enge Junggesellenheim und auch da ist's traulich im Winter. Im Ofen lodert und prasselt die Flamme, ein stiller Abend ist's; durch die festverschlossenen und dichtverhüllten Fenster dringt von unten kein Straßenlärm empor, ich höre nur das Athmen der Holzbrände, den Gang meiner Stahlfeder, das Nagen des Holzwurmes im Schranke, und all' die Geräusche fließen manchmal unbestimmt ineinander, nie treten die vier

Wände so voll in ihre Rechte wie zur Winterszeit; weilt man draußen, so empfindet man Heimweh, wird zur Schnecke, die sich zurücksehnt nach ihrer Schale, und möchte den alten Ofen umarmen, als blühten ihm schwellende Lippen, als winke er mit weißen, locken- den Armen.

Die stille Ecke und der taghell erleuchtete Saal, das sind die Extreme, in welchen der großstädtische Winter sich ausspricht. Der Winter bringt alle Unter- schiede des Standes zu prägnantem Ausdrucke, er ist so recht die Zeit der klaffenden Gegensätze. Der schützende Pelz und das dünne, im Sturme flatternde Röcklein; der wohlgenährte Mensch, der hinter seinen Spiegelscheiben hinausguckt auf das Unwetter wie auf ein Schauspiel, das ihm Abwechslung bringt, und der abgezehrte Mensch, der wehmüthig zu diesen Spiegel- scheiben hinaufschaut und dabei denkt, wie wohlig Einem da oben zu Muthe sein müsse; solche und noch zahllose andere Contraste fallen demjenigen auf, der des Winters Physiognomie beobachtet. Armsein ist niemals so schmerzlich wie im Winter. Daran sollten immer die Leute denken, die nicht „Winter“ sagen, sondern „Saison“. . . . . Die Einen frieren, die Anderen tanzen. Der arme Mann fürchtet sich vor der Zeit, da Holz und Kohle in ihre Rechte treten. Der reiche Mann erwartet diese Zeit mit Ungeduld,

denn sie gibt ihm endlich wieder Gelegenheit, sein Haus und dessen Glanz zu zeigen. Im ersten Stockwerke eines Hauses auf der Ringstraße bewirthet eine gefeierte Künstlerin einige Freunde; vor dem schweren, geschlossenen Thore desselben Hauses kauert ein zähneklappernd Weib und drückt an die hagere Brust ein Kind, dem es das Leben erhalten möchte. In einer Zeitung unmittelbar nebeneinander die Nachrichten, daß ein Familienvater sich in Folge von Erwerbslosigkeit erhenkt hat, und daß man sich der Hoffnung hingebe, der Ball des Geselligkeitsvereines „Immergrün“ werde sich auch diesmal glänzend gestalten. Wer käme zu Ende mit all' den Contrasten, die der Winter in sich birgt. Tag und Nacht bieten dem Auge immer Neues, und für mein Theil streife ich in Winternächten gerne durch mein liebes Wien und nehme mir als Begleiter einen Freund, der Geld im Beutel hat — er findet reichlich Gelegenheit, zu retten, zu helfen, im Stillen, im Finstern. . .

Aber auch lustig kann der Winter sein in Wien. Gehe Einer nur in den Stadtpark! Der sieht in seiner Wintertoilette gar reizend aus. Von dem immergrünen Tannicht hebt sich das kahle, dürre, von Spatzen bevölkerte Geäst der Weiden und Buchen ab, von den mit Stroh umwundenen Rosenstöcken und exotischen Bäumen die Pyramideneichen, die bis tief in

den Winter hinein ihre Blätter behalten, allerdings fahlgelbe, leblose Blätter, die der Winter nur vergessen hat an den Zweigen, knisternd und raschelnd, wenn ein Hauch über sie hingeht. Gegensätze auch hier: der Cursalon, dessen Styl an das Paradies erinnert, wo die Goldorange glüht, und der zugefrorene Teich, auf dem schlittschuhlaufend unzählige Paare sich tummeln, darunter reizende junge Damen — die Einem als Antwort auf eine Höflichkeit sagen: „Laufen Sie mit meiner Mutter“ — behütet von dem auf- und abschreitenden Sicherheitswachmanne, der im Sommer die communalen Schwäne bewacht ..... Weiterhin Ringstraße und Prater. In den ersten Nachmittagsstunden, kurz vor Sonnenuntergang, wenn ein goldigrother Schein auf den Fenstern liegt und alle Häuser wunderlich umschimmert sind, wenn in der Luft eine unbeschreibliche Ruhe liegt, dann wird die ganze Ringstraße ein Gedicht, zwischen dessen Zeilen ein eleganter Theil der Menschheit spazieren geht. Die Laternen werden angezündet, ehe es noch völlig finster geworden; die Gasflammen kämpfen mit dem Himmelslichte, und später, wenn die Dämmerung gekommen, scheinen die Gasflammen direct aus dem Schnee emporzuschlagen, es ist, als ob Sterne aus einer Liliendecke hervorwachsen .... Durch den Prater klingeln zur selben Zeit die Schlitten, daß das Klingeln Einem den som-

merlichen Vogelsang schier ersetzt; in der Nobelallee genießt man den städtischen, weiter draußen in der Krieau und Freudenau ahnt man den ländlichen Winter. Aber was bedeutet Ahnung gegen Erfüllung! Wie schön der Winter in der Nähe von Wien ist, in den Winkeln, wo im Sommer eingemiethete Städter den Kelch aller fashionabeln Curorte-Vergnügungen leeren bis auf die Neige, das kann ein Mund nicht sagen, eine Feder nicht schreiben. Für den höchsten Schmerz und die höchste Freude fehlt es uns eben immer an bezeichnenden Worten.

Ueberall hat der Winter unsäglichen Reiz, auf dem Lande und in der Stadt. In dieser ist der Sport des Einkaufens zeitgemäß. Nie macht es Einem größeres Vergnügen als im Winter, allerlei Schönes zu kaufen. Da hat Jedermann sein Behagen daran, aus irgend einem Laden ein Päckchen mit nach Hause zu nehmen, denn das Päckchen erweckt zu Hause lebhafteste Neugierde — im Sommer aber sucht Jeder in's Freie zu entkommen, oder man wohnt auf dem Lande, oder die Frau weilt in einem Curorte, während der Gatte als Junggeselle in der Stadt lebt und nicht daran denkt, etwas „einzukaufen.“ Ein Heim, ein „zu Hause“ hat der Mensch eigentlich nur im Winter. Und nur in diesem — weil man eben für das Heim gerne allerlei Ueberraschungen vorbereitet — kommen die Straßen

mit eleganten Läden zur Geltung. An Winterabenden staut die Menge sich vor den taghell beleuchteten Schaufenstern am Kohlmarkt, am Graben, in der Kärtnerstraße; da fällt greller Lichtschein auf bewundernde, staunende und lüsterne Gesichter, und nimmt Einer aus der Menge die Thürklinke eines Ladens in die Hand und tritt ein, so schauen die Anderen ihm nach als einem Glücklichen. Vor den Juwelierladen insbesondere versammelt der Winterabend ganze Gemeinden, unter ihnen manche schöne, junge Frau, die angesichts all' der funkelnden Pracht eine Thräne im Auge zerdrückt .... Schon deshalb ist der Winter mir lieb, weil er die Christnacht bringt, das menschlichste, schönste Fest. Anderen Leuten ist er aus anderen Ursachen lieb. Denen namentlich, die er zu neuem Leben erweckt: dem Gewohnheits-Comitémitgliede, dem Arrangeur von Kränzchen und Bällen, dem Dilettanten, der alle Wiener Komiker imitirt, dem Vater, der mit sieben Töchtern die Freuden des Carnevals genießt und so weiter mit Grazie. Jedem bringt der Winter irgend etwas, dem Armen allerdings doppelte Noth, aber dafür dem Reichen — ich habe es schon oben angedeutet — doppelten Anlaß, zu schenken, zu helfen, zu trösten. Wenn Du Millionär bist und ein Herz hast am rechten Flecke, will ich Dir tausende Häuser zeigen, in denen Du zur Winterzeit begrüßt

werden würdest wie ein guter Engel .... Uns Allen aber, auch denen, die keine Million besitzen, bedeutet der Winter die Zeit, in welcher der Genius der Familien sein Scepter schwingt, in welcher der Bauer das Richtigste trifft: all' die Seinen, von der „Urandl“ bis zum Jüngsten, das noch auf allen Vieren kriecht, Abends rings um den riesigen Kachelofen zu versammeln, damit sie die Wärme spüren und das Beisammensein.

Eine schöne Jahreszeit! Nicht nur von der Wiege zum Sarge ist's ein Schritt. Auch vom Sarge zur Wiege, vom Tode zu neuem Leben. Der Greis auf der Bahre macht Platz für das Kind an der Mutterbrust..... Wenn ich so des Winters umherstreife und die laublosen Bäume betrachte, dann tröste ich mich damit, daß auf den Winter der Frühling folgt. Die Aeste bedecken sich mir mit Blatt und Blüthe, wie geflügelte Töne huschen die Vögel singend durch die Aeste, und nur noch in weltfernen, mit Nebelkappen bedeckten Bergspalten wohnt der vorjährige Schnee. Béranger hat Recht: „Les oiseaux que l'hiver exile reviendront avec le printemps,“ oder zu deutsch, so gut ich es übersetzen kann:

„Verscheucht der Winter das Gefieder,
Es kehrt uns mit dem Frühling wieder.“

Und der Frühling kommt und geht, mit Schubert haben wir ihm entgegengesungen:

„Die Fenster auf! Die Herzen auf!
Geschwind! Geschwind!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,“

und nun hat er sich vor dem Sommer zurückgezogen, auf die Knospe ist die Blume gefolgt, die Rose am Strauche prangt und duftet in aller Fülle der Schönheit und des Wohlgeruches, und Wien sieht anders, ganz anders aus als im Winter, kaum wiederzuerkennen. Gebadet in flüssiges Gold, leuchtend und strahlend, blenden die Häuser des Betrachters Auge. Ein Lichtmeer hat sich ergossen, und als sei der ganze Sommer ein Pfingsten der Stadt, haben feurige Zungen sich niedergelassen auf die hochragenden Mauern. Es ist, als flammten die Steine, als loderten die Fensterscheiben. Wie der Mensch nicht zu viel Glück, so erträgt das Auge nicht zu viel Licht. Der Sommer setzt uns Allen eine glühende Dornenkrone auf's Haupt. Im Schweiße seines Angesichtes erwirbt der Mensch sein Brot, der biblische Fluch erfüllt sich im vollsten Maße. Wien ist zur Stunde am schönsten in Gmunden oder Ischl. Unstreitig hat der Sommer manchen Zug voll der schönen Eigenschaften, aber im Ganzen und Großen gibt er dem Poeten keinen Anlaß zu einem Lobliede. Der Winter hat für sich den Reiz traulicher Beschränkung, der Frühling die tausend Wonnen der Erwartung, der Herbst die melancholischen Freuden



des Gedenkens, der Erinnerung. Im Sommer erschlaffen Körper und Geist; die Gymnastik beider wird unbequem, wir lassen den Einen und den Anderen gerne auf dem Lotterbettlein ruhen. Im Sommer reifen keine unsterblichen Ideen; derselbe Mensch, der zu anderer Jahrszeit sich an dem geschichtlichen Ruhme eines Aeltervaters zu hochstrebender Nacheiferung begeistert, empfindet während der Monate Juli und August nur Neid auf den Karpfen, der in wogendem Naß Tage und Nächte verbringen darf. Aber trotzdem ist der Sommer nicht verhaßt, man erträgt die Unbill, die er mit sich bringt, wie die Fehler einer Geliebten. Der Wiener hat sogar eine gewisse Schwäche für die Jahreszeit, die nach dem astronomischen Kalender am 22. Juni beginnt, in Wirklichkeit aber schon lange vorher ihren Einzug hält. Anfangs Juni bereits bemerkt man an den Fenstern der Wohnungen ab und zu auftauchende Gestalten, nur leicht bekleidet, auslugend nach dem Firmament, ob denn kein Regen verheißendes Wölkchen sich zeigen will. Je mehr der Sommer vorschreitet, desto dichter schließen sich die Fenster, die grünen Jalousien trennen den ganzen Tag hindurch die Zimmer von der Außenwelt. Der eigentliche Tag gilt bald nur als unvermeidliches Uebel; der frühe Morgen und die Nacht erfrischen uns, geben uns neue Arbeitskraft. Aber zuweilen

kommt selbst der volle, sommerliche Tag zu Ehren, denn ein Sommer ohne Landpartie wäre uns eine Liebe ohne Kuß. Wir ziehen also, der Gluthhitze trotzend, durch Thäler und über Berge, in Tiefen nieder und empor auf Höhen; wir schleppen unser Sommerkreuz hinab und hinan, um in's saftige Grün zu blicken und für einen Tag mühevoller Wanderung eine Stunde lang auf kühlem Grunde dem Murmeln des Waldbaches zu lauschen.

Wenn Börne meint, dem Deutschen schlage die Nachtigall am schönsten, so darf man die Variation riskiren: dem Wiener grüne der Wald am üppigsten. So kommt es, daß der Wiener den Sommer liebt als Bringer des Schönsten auf der duftigen Flur. Rings um uns schießt das Grün empor, wölbt sich ob unseren Häupten, umhegt uns zur Rechten und zur Linken und versperrt uns schäckernd, als sei es ein spielend Kind, den Weg nach vorne und nach rückwärts, und wir meinen, so müsse es immer gewesen sein, und wir haben ganz und gar der winterlichen Zeit vergessen, da Alles kahl und fahl gewesen und wir uns gesehnt nach dem frohen Grün, das wir nun als etwas Selbstverständliches betrachten .... In's Sommergrün lockt es den Wiener hinaus, er vergißt darüber sogar sein angestammtes Kaffeehaus. Könnte man das letztere hinaustransportiren zur „Singerin“

oder zum „Todten Weib“, das wäre allerdings Vielen am liebsten. Aber da es nicht anders geht, opfert gar Mancher seine Tarockpartie dem Jauerling bei Melk oder einer Fahrt nach Maria-Zell oder einem anderen jener zahllosen Excursions-Punkte, die sich wie ein Blumenkranz meilenweit um die Hauptstadt lagern. Nicht der heißeste Tag schreckt uns von einem Ausfluge ab. An Sonn- und Feiertagen hält uns kein Gott zu Hause, ausgenommen, wenn es regnet, wie denn der Regen überhaupt die ganze Physiognomie der Jahreszeit unterwäscht und verwässert. Mit Zauberkraft reißt es uns aus der Stadt hinaus. Und besonders gerne ziehen wir dann zu den Punkten, von denen man Wien überschauen kann. Uns allen ist es Freude und Stolz, mit dem Blicke die Stadt zu durchmessen, welche da unten im Becken liegt, umsäumt von Wald und Berg, wie eine Perle in der Muschel. Von oben sucht der Wiener mit Behagen „seinen“ Bezirk und „seine“ Gasse und „sein“ Haus, er lehrt seine Kinder, die verschiedenen Kirchen an ihren Thürmen erkennen, und manchmal beklagt er ganz im Stillen — nicht ad usum Delphini — daß nicht auch die geliebten Tarocklocale aufstrebende Thürme besitzen, auf daß man sie aus der Vogelperspective unterscheiden könne... Auf allen Ausflügen werden die Mittagsstunden zur Qual, aber man muß sie ertragen um des Morgens und

des Abends willen. Das „Frühaufstehen“ wird zum Sport. Im Stadtpark gibt es um fünf Uhr Morgens Spaziergänger in Hülle und Fülle. Noch ist die Luft ein wenig frisch, dazu duften thaufrisch die Beete, und in den Bäumen zwitschern und trillern die Vögel... Seit jeher sind Vogelgesang und Blumenduft des Wieners Lust. Der Chronist Anton von Bonfinis, ein Günstling des Mathias Corvinus, erzählt von den Wienern: „In den Sälen und Sommerstuben halten sie so viele Vögel, daß Der, der durch die Straßen zieht, glauben möchte, er sei inmitten eines schönen, lustigen Waldes.“ Und selbiger Chronist vermeldet weiter: „Wien's ganzes Gebiet ist ein ungeheuerer, herrlicher Garten, mit schönen Rebenhügeln und Obstgärten bekrönt“... „Darin“ sagt er endlich von Wien, „viele schöne Gärten mit herrlichen Fruchtbäumen, die Bürger zu erlustigen, zu Gastmahlen und Tänzen einzuladen.“ Buckle meint, die natürliche Umgebung übe Einfluß auf die Culturentwickelung eines Volksstammes. Sollte diese Behauptung des britischen Denkers sich nicht in der That auch auf Wien anwenden lassen? An allen Fenstern stehen Blumentöpfe und Vogelbauer. Die ärmste Stube hat ihren Reseda-Stock, in der Hütte des Taglöhners hüpft der Canarienvogel auf seiner hölzernen Sprosse umher, ein sorgloser Geselle, den des Lebens Last nicht drückt. Vogel und Blume

sprechen laut zum weitgeöffneten Fenster hinaus vom Sommer. Am Invalidenhause auf der Landstraße — ein Beispiel wienerischer Freude am Waldessänger! — sieht man fünfzehn, zwanzig grünlackirte Käfige beisammen, Goldamsel, Schwarzblättchen, Rothkehlchen, Stieglitz, Nachtigall, Finke, Dompfaff, ein Kunterbunt von Farben und Tönen — und hinter den grünen Bauern werden die durchfurchten Antlitze greiser Invaliden sichtbar, hie und da versucht ein Stelzfuß, einem Vogel den Radetzkymarsch beizubringen . . .

Nicht der bloße Zufall schuf den unter den Babenbergern in Schwung gewesenen Brauch, das erste Veilchen zu feiern. Noch heute wird es gefeiert, aber von Einzelnen, nicht von der Gesammtheit. Blume und Vogel beherrschen Wien im Sommer, und um dieser Beiden und allerdings noch einiger anderen Factoren willen, spricht der Wiener während der ganzen Woche von der Landpartie, die er am nächsten Sonn- oder Feiertage unternehmen wird. Er freut sich des Sommers, der die Rose bringt, diese wohlriechende Flamme, die nirgends prächtiger lodert, als im Haarschmucke einer Wienerin. Und die Wienerin kennt den Sommer gar genau, sie huscht gerne gleich nach Sonnenaufgang aus den warmen Federn und athmet gierig den jungen Tag ein, den kühlen und frischen. Der frühe Morgen eines Sonnentages im

Frühling, sein später Abend im Herbst — bevor die große Heerschaar der Spaziergänger sich ergießt und nachdem sie wieder verschwunden — das sind die schönsten Stunden unserer Gärten. Der Stadtpark ist um fünf Uhr Morgens und um elf Uhr Abends am wunderbarsten; zu diesen Stunden kann man da aufathmen und genießen, der Blumen und Vögel sich freuen, zumal unter dem Gefieder des Teiches neben dem tiefsinnigen Storche, der wasserfreudigen Ente und dem selbstbewußten Schwane; nur der einzige Vogel fehlt, der eine Schleppe trägt: der Pfau. Florentinische Nächte sind es manchmal, die ihren Zauber über den Stadtpark breiten; in blendender Helle, hebt das blüthenweiße Schubert-Monument sich vom grünen Rahmen ab, und selbst das Gezirpe der Grillen klingt in solchem Augenblicke herzallerliebst, als ertöne eines der „Müllerlieder.“ Die Sommernacht verschönert alles, sogar den Wienfluß. Wer von der Stubenbrücke hinüberblickt zur Karolinenbrücke mit ihren erleuchteten Candelabern, der hat eine reizende Vedute vor sich, die freilich bei Tageslicht wieder in Nichts zerfließt . . . . Sogar in die tagsüber durchglühten Wohnzimmer kehrt mit dem Spätabende Behaglichkeit ein. Wenn die milde Nacht kommt, sitzt es sich gut auf dem weichen Fauteuil im unbeleuchteten Gemache. Gedämpft dringen zu Einem

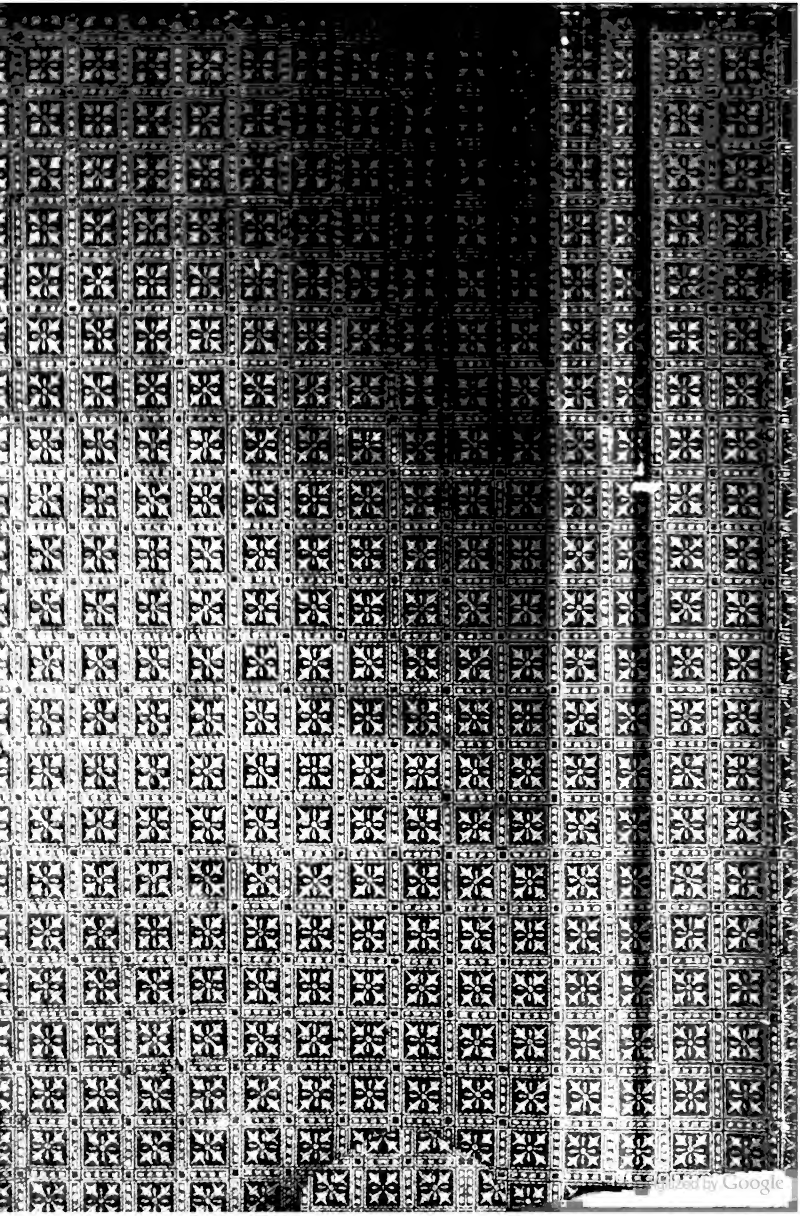
hinauf die frohen Lieder, die ein aus dem Prater Heimkehrender singt . . . ein leises Jauchzen liegt in der Luft.

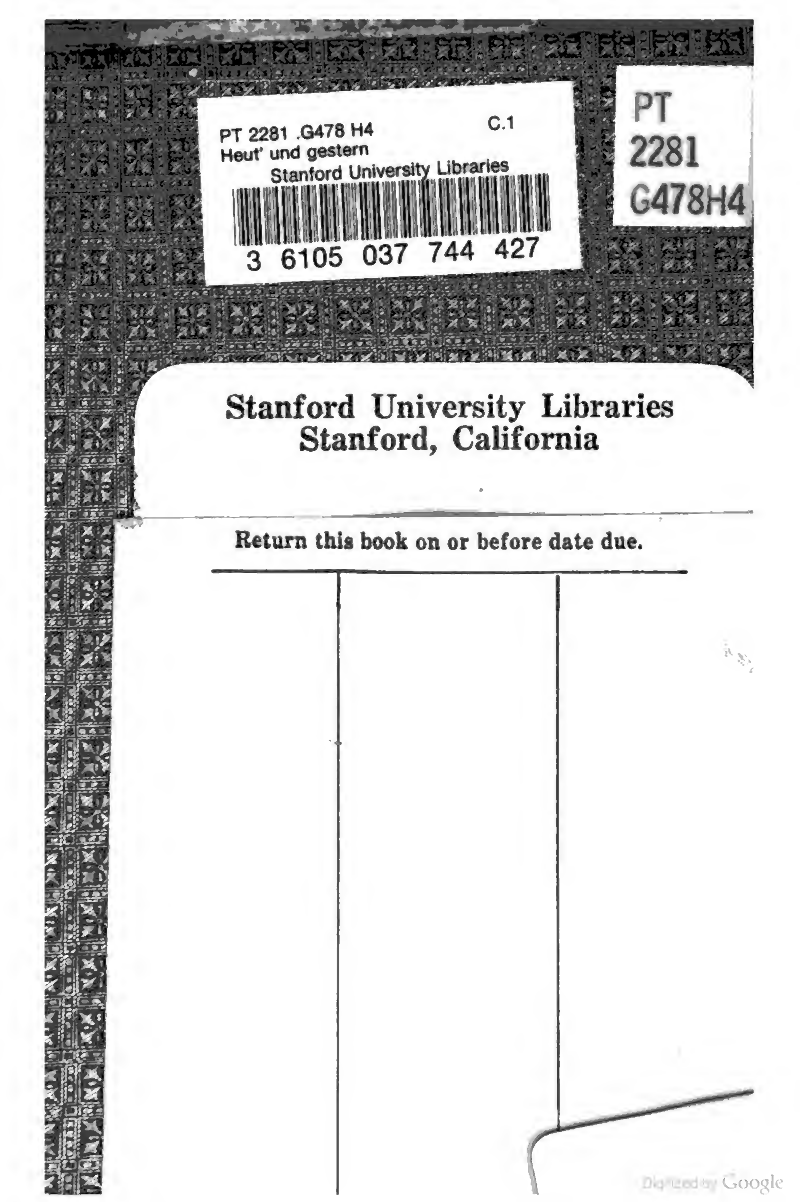
In der Umgebung Wien's suchen die Sommerparteien sich die Plagen der Saison zu lindern. Sie leben dem Waldesschatten näher als die in Wien Zurückgebliebenen. Wenn der Tag seinen Höhepunkt erreicht hat, verkriechen auch sie sich in ihre Gemächer. Vor den Häusern sieht man die heiße Luft erzittern — oder man meint wenigstens, das sehen zu können. Hie und da zieht ein Stellwagen durch den Ort. In den Vorgärten der Villen steht das „betende Kind,“ das seit der Weltausstellung 1873 unvermeidlich geworden. In Dornbach habe ich einmal innerhalb eines Vormittags ein Viertelhundert „betender Kinder“ gesehen. Ist der Dornbacher Sommer der Wiener Sommer, daß ich von den Beiden in einem Athem spreche? Gewiß. Die nächsten Landorte gehören ganz und gar zu Wien. Im Sommer speciell sind Klosterneuburg, Baden, Böslau, ja sogar noch Mürzzuschlag, Vororte von Wien, Ausläufer der Hauptstadt . . . Für meinen Theil liebe ich an Sommerabenden über Alles den Park von Schönbrunn. Wenn die Dämmerung leise heranzieht und den ersten leichten Schleier ausbreitet, dann ist es eine Freude, zwischen den hohen Baumwänden dem großen Parterre entgegenzuwandern,

das vom kaiserlichen Schlosse und vom Bassin mit der Neptungruppe begrenzt wird. Von da gehe ich hinauf zum Gloriette und lehne mich an die Balustrade, von wo aus bei hellem Lichte das Auge bis zur Grenze des Ungarlandes schweifen kann. Jetzt aber ist der Gesichtskreis enger gezogen, und schrittweise kommt die Dunkelheit immer näher. Vor mir sehe ich den ruhigen, regungslosen Wasserspiegel des Teiches, der das Bassin unten speist, das Parterre verschwimmt in's Unfaßbare, vom kaiserlichen Schlosse sind nur die Gasflammen sichtbar und etliche erleuchtete Fenster, hinter denen des Reiches Fürst zur Stunde sinnt und arbeitet. Die Stadt Wien aber ist versunken. Ich sehe weithin nur die Gaslaternen, an denen einzelne Straßenzüge sich erkennen lassen, die fliegenden Flämmchen, als welche die Leuchten der unzähligen hier verkehrenden Wagen sich geben, den Zug der Westbahn sehe ich eine Secunde lang gespenstisch vorüberschießen wie einen dunklen Pfeil, und wie aus einem Hexenkessel braust es herauf, ein Gewirr von Tönen und Stimmen, von Gerassel und Geschrei, aus dem scharf und deutlich das Läuten der Glocke im Bahnhofe zu Penzing hervortritt. Wenn die Kirchenglocken ertönen, dann zieht der Ton zum Gloriette hinauf, als käme er über einen See herüber vom jenseitigen Ufer . . . Immer dunkler wird's, und

ich denke an die Heimkehr. Nach abwärts lenke ich meine Schritte. Hinter meinem Rücken schreit ein Käuzchen mit dünner, haarscharfer Stimme sein „Kuh wit! Kuh wit!“ . . Unten, am Ende des Abstieges liegt ein Leuchtkäfer wie ein Flämmchen auf dem Rasen. Er zeigt mir den Weg . . . . Nun gehe ich an ihm vorüber durch die Reihe der zu beiden Seiten stehenden Marmorfiguren, die zur Nachtzeit lebendig zu werden scheinen, einander zu erzählen von der Zeit ihrer Jugend. Und nun durch das Portal des Schlosses, durch den weiten Hof, beim Gitter hinaus — die Geräusche, die oben vor dem Gloriette wie ein einziges erschienen, sie lösen sich hier von einander, jedes einzelne wird vernehmlich, der Spaziergänger läßt sich von dem Pfeifchen des Tramway-Conducteurs locken und da er „denket, wo man einen Guten schenket,“ verläßt er den Pferdebahnwaggon in der Nähe eines Gasthausgartens, in dem die Weingläser fröhlich zusammenklingen, und bald erhebt er auch sein eigenes Glas und bringt es der Stadt Wien, auf daß sie gedeihe und wachse und blühe im Winter wie im Sommer.

Gc




PT 2281 .G478 H4
C.1
Heut' und gestern
Stanford University Libraries
3 6105 037 744 427
PT
2281
G478H4
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

